

Volksbücher der Musik

Beethoven



Welhagen & Klasing's Volksbücher Nr. 7

Preis 60 Pf.

Neudruck
Umschlagbild: Beethoven. Skulptur von Franz von Studt.

IA 359 J. 342 (7)

Velhagen & Klafings Volksbücher



erscheinen zum Preise von 60 Pfennig für jedes Buch. Sie bieten einen unerschöpflichen Born der Belehrung und edelsten Unterhaltung, eine Fülle vornehmer Kunst. Gelehrte und Volksschriftsteller ersten Ranges vereinigen sich hier, um in klarer, allgemeinverständlicher Sprache und knapper Form die verschiedensten Gebiete des menschlichen Wissens zu behandeln.

Die Volksbücher umfassen die weiten Gebiete der Kunst, Geschichte, Erdkunde, Literatur, Musik, des Kunstgewerbes, der Technik, der Naturwissenschaften usw., so daß das Werk in seiner Gesamtheit ein

Universum des Wissens, der Kultur unserer Zeit

darstellt. Jeder Band ist in sich abgeschlossen und gibt eine abgerundete Darstellung des in ihm behandelten Stoffes. Über die Gliederung des Unternehmens enthält Seite 3 dieses Umschlags nähere Angaben.

Eine Eigenart dieser Volksbücher ist die Illustrierung.

Zum ersten Male wurde hier authentisches Bildermaterial in so reicher, erschöpfender Weise in den Dienst der Volksliteratur gestellt. Für die bildliche Ausschmückung der einzelnen Bücher finden alle Fortschritte der Illustrationstechnik, zumal auch der Farbendruck, ausgiebige Verwendung.

1 A 342 (7)

Beethoven. Von Gustav Thormälius.

Im achtzehnten Jahrhundert war das Deutsche Reich in eine solche Menge kleiner Staaten zerklüftet, daß den Deutschen heute ein gelindes Grauen befällt, wenn er einen Blick auf die buntscheckige Landkarte jener Tage wirft, die besonders im Westen ein Mosaik von Flecken bildet. Man hat diese Zerrissenheit viel beklagt, und in der That trug sie die Schuld an Deutschlands politischer Ohnmacht; aber sie hatte auch ihre Lichtseite, denn die vielen kleinen Höfe waren nach der einen oder anderen Richtung hin Kulturstätten, wie sie in großen, einheitlichen Staatengebilden in solcher Anzahl nicht möglich sind.

In den Strahlen, die von jenen winzigen Mittelpunkten ausgingen und denen die Künste in erster Linie viel Förderung zu danken hatten, sonnte sich besonders die Musik. Weltliche wie geistliche Fürsten ließen es sich angelegen sein, eigene Musikkapellen zu halten und tüchtige Kräfte heranzuziehen. Auch der Hof des Kurfürsten von Cöln zählte zu diesen Pflegestätten der Tonkunst. Da diese Fürsten zugleich die geistliche Würde als Erzbischöfe bekleideten und Cöln eine freie Reichsstadt war, die sich von ihnen keine Vorschriften machen lassen wollte, so gab es zwischen dieser und ihren kirchlichen Oberhäuptern beständig Konflikte, und die Erzbischöfe hatten deshalb seit dem dreizehnten Jahrhundert ihre Residenz nach Bonn verlegt. Hier wurde am 16. Dezember 1770 der größte aller Tondichter, Ludwig van Beethoven, geboren, zur Zeit, als der Kurfürst Maximilian Friedrich, aus einem schwäbischen Geschlecht stammend, Erzbischof von Cöln war. Unter ihm war bereits des kleinen Ludwigs Großvater, ein Holländer von Geburt, Kapellmeister der Hofmusik gewesen. Sein Sohn Johann hatte, schon als Knabe Kirchenfänger, Anstellung als Hostenorist gefunden und die Witwe eines kurfürstlich Trierschen Kammerdieners geheiratet. Johann bezog ein Jahrgehalt von nur hundert Talern, und es war eine recht ärmliche Wohnung in einem Hinterhause, wo Ludwig, dessen

Denkmal sich jetzt stolz auf dem Münsterplatze erhebt, seinen ersten Atemzug that. Sehr traurig und voll von schlimmen Eindrücken gestaltete sich die Kindheit des Knaben. Der Vater war dem Trunke ergeben und kam oft berauscht nach Hause. Dann benahm er sich roh gegen sein armes Weib, das in wehrloser Duldung alles über sich ergehen lassen mußte und froh war, wenn ihr Kind den gewalttätigen Ausbrüchen des Vaters entging. Da dieser sich von seiner traurigen Schwäche nicht aufzuraffen vermochte, sondern ihr noch mehr verfiel, so mußten sich die zerrütteten wirtschaftlichen Verhältnisse bedeutend verschlimmern, als die kleine Familie sich um zwei Söhne vermehrte: der eine hieß Karl, der zweite erhielt den Namen des Vaters, Johann. Auf Ludwig setzte nun der Hostenorist seine ganze Hoffnung. Er hatte den Knaben seit seinem fünften Jahre im Klavierspiel unterrichtet und ein großes musikalisches Talent in ihm entdeckt. Ein Duzend Jahre vorher hatte er das Wunderkind Mozart spielen hören; ein solches Genie steckte seiner Überzeugung nach auch in Ludwig. Er wollte später mit ihm auf Reisen gehen, wie der Salzburger Kapellmeister mit seinem Knaben; die Welt sollte staunen, Ludwig sollte eine Goldquelle für die ganze Familie werden, und die Hofkapelle mochte sich nach einem anderen Chortonor umsehen. Mit nachsichtsloser Strenge wurde Ludwig zur Musik angehalten, alles andere aber vernachlässigt. Durch die andauernde Übung, oft freiwillig durch die Härte des Vaters erzwungen, erlangte er eine für sein Alter erstaunliche Fertigkeit; auch in freien Phantasien erging er sich schon. Dem väterlichen Unterricht war er mit neun Jahren bereits entwachsen, und als die ernste Frage entstand, wer die weitere Ausbildung des angehenden Virtuosen übernehmen werde, fügte es sich, daß eine Theatergesellschaft nach Bonn kam, deren erster Tenorist, Pfeiffer mit Namen, ein vorzüglicher Klavierpieler war. Der nun Ludwigs Lehrer ward. Da er ein



sehr unregelmäßiges Leben führte, so gab er auch die Klavierstunden sehr unregelmäßig, und um das Versäumte nachzuholen, erschien er nicht selten des Nachts, mit dem Vater aus der Wein-
stube kommend, vor Ludwigs Bett, der unansehnlich aus dem Schlafe gerüttelt und, nur halb angekleidet, ans Klavier gezwungen wurde, um bis in den Morgen hinein zu spielen, wobei es an Scheltworten und aufmunternden Puffen nicht fehlte, wenn der schlafbedürftige Schüler ermattete. Es waren bittere Eindrücke, die sich dem tiefen Empfinden des gequälten Kindes einprägten und jene Verschlossenheit des Charakters erzeugten, die er auch im späteren Leben beibehielt. Nur am Herzen der frommen und liebevollen Mutter fand er Zuflucht und Trost, und sie war der gute Engel, der die Entwicklung seines verbitterten Gemüths vor einer Entartung bewahrte, wie sie durch die Härte und das schlechte Beispiel des Vaters leicht hätte eintreten können. Dieser hielt den Knaben, als er sein elftes Jahr erreicht hatte, für reif, seine Künstlerschaft öffentlich zu erproben. Im Winter 1781 fand sich eine billige Schiffsgelegenheit zu einer Fahrt den Rhein hinab nach Rotterdam. Dort sollte Ludwig Konzerte geben. Da Johann keinen Urlaub erhielt, so mußte die Mutter den Knaben begleiten. Die Reise war sehr beschwerlich; es herrschte bittere Kälte, vor der man sich auf dem Schiffe nur unzureichend zu schützen vermochte. Die Mutter mußte den Knaben auf ihrem Schoße halten und ihm die nicht zu erwärmenden Füße umwickeln, um sie vor dem Erfrieren zu bewahren. In Rotterdam öffneten sich dem Wunderkinde, dessen Alter auf 9 Jahre angegeben wurde, sehr vornehme Häuser. Sein virtuosos Spiel fand allgemeine Bewunderung und trug ihm auch manches wertvolle Geschenk ein; dennoch blieb der klingende Erfolg hinter den Erwartungen zurück, und Vater Johann gab seine hochfliegenden Pläne auf. Kleinlaut schraubte er diese auf eine Organistenstelle herab, die der Zukunft des jungen Genies wenigstens zu einem sicheren Brot verhelfen sollte. Der Kurfürst interessierte sich für den kleinen

Beethoven, und auf seinen Wunsch übernahm der Hoforganist Neefe dessen weitere Ausbildung.

Der neue Lehrer sollte von entscheidendem Einfluß auf Ludwigs künstlerische Entwicklung werden. Ein ebenso trefflicher Klavier- wie Orgelspieler, Komponist einiger sehr bekannt gewordenen Musikstücke, scharf und satirisch in seinen Urteilen, verkannte er das große Talent seines Schülers nicht, brachte ihm aber bei, daß ihm zum wirklichen Künstler noch viel fehle; mit der technischen Fertigkeit allein sei es nicht getan, die Hauptsache sei ein verständnisvoller, tief empfundener Vortrag. Ludwig fühlte sich in seinem durch das übertriebene Lob Unkundiger sehr gehobenen Selbstgefühl zwar verlezt, aber er machte bedeutende Fortschritte, auch im Generalbaß und in der Komposition, und als er Variationen über einen Marsch geschrieben hatte, war Neefe damit so zufrieden, daß er dieses Erstlingswerk im Druck erscheinen ließ.

In seiner Schulbildung war der Knabe sehr zurückgeblieben, weil diese zu gunsten der Musik vernachlässigt worden war. Überdies hatte ihn der Vater nur die gewöhnliche Volksschule besuchen lassen. Als er diese mit dreizehn Jahren verließ, war er in der Rechtschreibung und im Rechnen noch sehr rückständig, und mit beiden blieb er Zeit seines Lebens auf dem Kriegsfuß. Dagegen erschienen um die Zeit, wo er der Schulbank entronnen war, drei Klavierfonaten von ihm, die er auf Neefes Rat dem Kurfürsten widmete. Der Erfolg war seine Anstellung als Cembalist im Hoforchester, ein keineswegs leichtes Amt.

Das Cembal war das damalige Klavier, aber von harfenartigem Klange, und diente zur harmonischen Begleitung des Orchesters, besonders des Gesanges; am Cembal leitete der Dirigent auch die Ausführung. Die Begleitung, die der Cembalist zu spielen hatte, war nicht in Noten aufgezeichnet, sondern in einem bezifferten Basse.

Hier legte Ludwig den Grund zu der viel bewunderten Fertigkeit, womit er später die verwickeltesten Partituren vom Blatt spielte.



Beethovens Geburtshaus in Bonn.

Nach einer Radierung im Verlag von Alfred Kröner in Leipzig.

Im Jahre 1784 starb der hochbetagte Kurfürst. Sein Nachfolger wurde der jüngste Sohn der Kaiserin Maria Theresia, Erzherzog Maximilian Franz, der bei seinem Amtsantritt erst 28 Jahre zählte. Er war, wenn mitunter auch

leicht aufbrausend, von freundlichem und schlichtem Wesen, und in ihm fand Ludwig einen warmen Gönner. Noch mehr sollte er dem am Hofe des neuen Kurfürsten weilenden Deutschordensritter Grafen Karl von Waldstein zu verdanken haben,

der ihm einen Flügel schenkte und manche Geldunterstützung zufließen ließ, dabei aber den Kurfürsten selbst als Strohmann vorschieben mußte, weil von einem andern als von diesem der stolze junge Künstler nichts angenommen hätte. Graf Waldstein war es, auf dessen Befürwortung er die Stelle eines zweiten Organisten erhielt, als dieser starb, und auf seine Veranlassung geschah es auch, daß der Kurfürst ihn 1787 eine Reise nach Wien machen ließ, um seine Weiterbildung zu fördern.

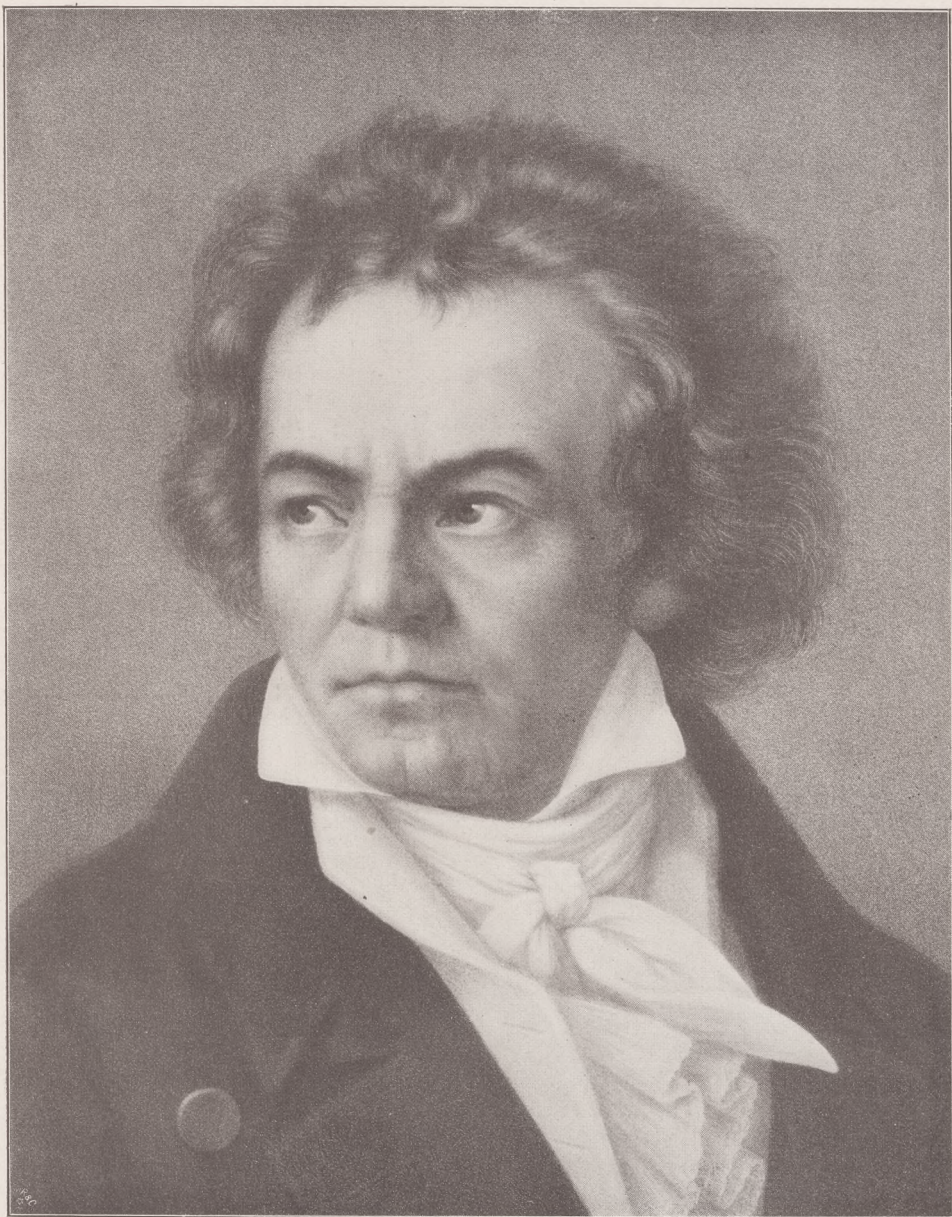
Wien bot damals für jeden Musiker den anregendsten Aufenthalt in ganz Europa. Hier strahlten die Sterne Gluck, Haydn und Mozart. Der reiche Adel pflegte die Musik ganz besonders, und manches aristokratische Haus hielt sich sein eigenes Orchester. Beethoven war 17 Jahre alt, als er die Reise nach der Kaiserstadt an der Donau antrat, und fühlte sich glücklich, den häuslichen Wirrsalen zu enttrinnen, die drückend auf ihm gelastet hatten. Graf Waldstein, ein Österreicher von Geburt, hatte seinem Schützling Empfehlungsbriefe mitgegeben, die ihm manches vornehme Haus öffneten. Auch bei Mozart, dessen Oper „Die Hochzeit des Figaro“ soeben ihren Siegesweg über die deutschen Bühnen angetreten hatte, fand er entgegenkommende Aufnahme. Auf Einladung des Meisters, bei dem sich gerade eine kleine Gesellschaft von Musikfreunden eingefunden hatte, setzte er sich ans Klavier, um sich über ein von Mozart empfangenes Thema in freien Phantasien zu ergehen. Alles fühlte sich hingerissen von seinem Spiele und von der unerschöpflichen Gedankenfülle, die ihm zuströmte, und Mozart selbst tauschte mit wachsendem Erstaunen den Offenbarungen dieses Genies. „Auf den gebt acht,“ flüsterte er seinen Gästen zu, „der wird einmal in der Welt von sich reden machen!“

In so enger Verbindung die Namen Mozart und Beethoven in der Musikgeschichte genannt werden, so ist es doch zu näheren persönlichen Beziehungen zwischen ihnen leider nicht gekommen; die Gegensätze ihrer Charaktere standen trennend zwischen ihnen. Der ernste Beethoven fand nicht den gemütlichen

Ton des Wiener Meisters, der gern einen Scherz dazwischen warf. Schon im Äußeren der beiden, in dem schlichten, unscheinbaren Mozart und der zyklopenartigen Erscheinung Beethovens mit dem Löwenkopfe und den fast unheimlich brennenden Augen, drückten sich diese Kontraste aus. Während des sechs-wöchigen Wiener Aufenthalts Beethovens sahen die beiden Künstler einander nur wenige Male, und als Beethoven später wieder nach der Donau-stadt kam, wölbte sich über Mozart bereits das Grab.

Anwillkürlich weckt dieses boshafte Versteckspiel des Schicksals die Erinnerung an Bach und Händel, die einander persönlich wiederholt sehr nahe waren und sich doch niemals im Leben zu sehen bekamen.

Ein Brief des Vaters, der die lebensgefährliche Erkrankung der Mutter meldete, rief den Sohn vorzeitig in die Heimat zurück. Ludwig fand die Teure, die ihm die beste und zärtlichste Freundin gewesen war, zwar noch am Leben, aber nach wenigen Wochen erlag sie der schleichenden Krankheit, die schon lange an der Märtyrerin genagt hatte. Beethoven hatte bedeutende Eindrücke von Wien mitgebracht, das Bewußtsein seiner schöpferischen Kraft hatte sich in ihm gefestigt, und der Drang, davon Gebrauch zu machen, war lebendiger denn je vorher. Doch die traurigen Verhältnisse, in denen er die Familie vorgefunden, erlegten ihm Pflichten auf, die jede freudige Schaffenslust lähmten. Durch die Krankheit der Mutter und noch mehr durch die gesteigerte Trunksucht des Vaters war die Familie in Schulden geraten, und da die Brüder erst elf und dreizehn Jahre alt waren, so lastete die Sorge für den Haushalt fast allein auf Ludwigs Schultern. Er mußte jetzt vor allem auf Geldverdienst bedacht sein und musikalischen Unterricht erteilen, so sehr auch diese Tätigkeit seiner Natur widerstrebe. Ludwig mußte sehen, wie der Vater seinem Laster immer mehr verfiel, mußte sogar den Betrunknen nicht selten aus dem Wirtshause holen. Es war unvermeidlich, daß der gänzlich verkommene Mann mit Schimpf und Schande aus



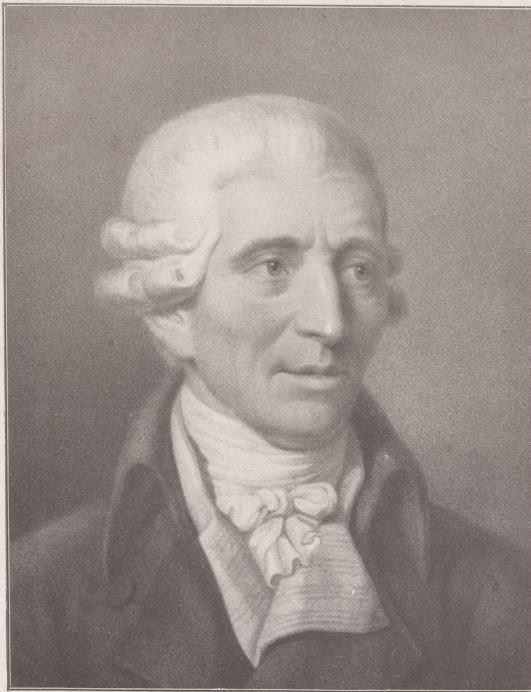
Ludwig van Beethoven. Nach einem Gemälde von Schimon (1819).
Verlag von G. S. Schroeder, Berlin.

dem kurfürstlichen Dienste entlassen werden würde. Um dem zuvorzukommen, bat er selbst den Kurfürsten um die Entlassung des Vaters, von dessen auf 200 Taler gestiegenem Gehalt der Kurfürst die Hälfte zu Ludwigs Dienstentkommen als Organist schlug, damit er die aufgelaufenen Schulden bezahlen und für seine Brüder sorgen konnte, während die andere Hälfte dem Vater belassen wurde. In seiner Eigenschaft als Klavierlehrer fand Ludwig Zutritt in das Haus der sehr angesehenen Witwe des Hofrats von Breuning, wo er einen Sohn und eine Tochter zu unterrichten hatte. Nur eine so edle Frau wie die Hofrätin vermochte die schmerzliche Leere auszufüllen, die der Tod der Mutter in seinem Herzen zurückgelassen hatte. Der tägliche Verkehr in dieser lebenswürdigen Familie wirkte wie ein warmer Sonnenstrahl auf die junge knorrige Eiche; hier wehte auch ein geistiger Hauch, die Lücken seines beschränkten Wissens schlossen sich, er wurde mit den Werken der großen zeitgenössischen Dichter bekannt, und der, wenn auch ungezwungene, so

doch im besten Sinne des Wortes vornehme Ton, der in diesem durch gleichgesinnte Hausfreunde erweiterten Kreise herrschte, weckte in ihm den Sinn für edlere Sitten.

Auch zu den musikalischen Abenden des Kurfürsten fand Beethoven Zutritt, und hier bot sich ihm Gelegenheit, sein glänzendes Talent als Klavierspieler zur Geltung zu bringen, sodaß er die Bewunderung nicht nur der Hofgesellschaft, sondern auch der anspruchsvollen Musiker fand. Sein Lieblingsinstrument aber war die Orgel. Für seine auf das höchste gerichtete Ideenwelt und seinen strengen Ernst bot das gewaltige Instrument mit seinem markigen Tone und seiner Kraft und Fülle des Klangs das geeignetste Ausdrucksmittel dar. Manch weihervolle Abendstunde verbrachte er in der Kirche an der Orgel, um wie mit Zauberhänden die Tasten zu rühren und in dem gewaltigen Brausen des Rieseninstrumentes die Leiden und Freuden seiner Seele, ihrer Sehnsucht nach Größe und ihrer Verehrung des Göttlichen ausklingen zu lassen. Und auf der Straße draußen mehrten sich die Lauscher in schweiger Andacht und Bewunderung, und flüsternd lief es in die Runde: „Das ist der junge Beethoven!“

Im Jahre 1790 kam Joseph Haydn auf seiner ersten Reise nach London durch Bonn. Der Kurfürst empfing den gefeierten Meister mit großer Auszeichnung und ließ, um ihn zu ehren, eine seiner Messen aufführen. Haydn sprach sich mit großer Anerkennung über die Ausführung seines Werkes aus und fügte sogleich die Frage hinzu, wer der vorzügliche Orgelspieler gewesen sei. Man nannte Beethovens Namen und stellte ihm den jungen Mann vor, der nun die Freude erlebte, aus Haydns eigenem Munde das wärmste Lob zu vernehmen. Haydn mußte noch an demselben Tage seine Reise fortsetzen, aber es sollte nicht das letzte Mal gewesen sein, daß die beiden Auserwählten der erhabenen Muse einander sahen.



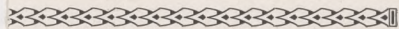
Joseph Haydn. Nach W. Arndt lithographiert von A. Rohrbach. Verlag von G. S. Schroeder, Berlin.

Bald fanden die großen Triumphe, die der Altmeister in London erlebte, ihr Echo in den deutschen Zeitungen. Über ganz Europa verbreitete sich sein Ruhm, der von Osterreich zuerst ausgegangen war, sich aber durch die neuen Meisterschöpfungen, die in England entstanden waren, vervielfacht hatte. Als er im Juli 1792 auf der Rückreise wieder nach Bonn kam, legte ihm Beethoven eine erst kürzlich komponierte Kantate vor. Mit steigendem Interesse prüfte sie Haydn, und unumwunden gestand er dem jungen Musiker eine außergewöhnliche Begabung zu.

Seitdem begann diesem seine Heimatstadt zu eng zu werden. Nie war ihm mit so einschneidender Schärfe zum Bewußtsein gekommen, daß alle seine stolzen Zukunftssträume in diesen kleinen Verhältnissen in nichts zerrinnen mußten, wenn er sich nicht davon losmachte. Wie aber wäre ihm das möglich gewesen? Wo fand er Gelegenheit zu den höheren theoretischen Studien, deren er noch so dringend bedurfte, um in selbstschöpferischem Wirken das Ziel zu erreichen, das seinem Ehrgeiz vorschwebte, seinen mächtigen inneren Drang zu befriedigen vermochte? Niemals hatte er so hoffnungslos in die Zukunft geblickt, niemals sich in seiner Armut so ohnmächtig gefühlt. Das Ende des Jahres brachte ihm die befreiende Lösung dieser bangen Lebensfrage durch die Güte des Kurfürsten, der seinem Schützling eröffnete, er wolle ihn zur Vollendung seiner Ausbildung zu Meister Haydn nach Wien schicken, um ihn nach erfolgreichem Abschluß seiner Studien nach Bonn zurückzuberufen und zum Hofkapellmeister zu ernennen. Sein Organistengehalt sollte er in Wien weiterbeziehen. Die Sorge für seine beiden Brüder stand ihm nicht mehr im Wege: Johann war als Lehrling in der Hofapotheke untergebracht, den jüngeren Karl hatte er im Klavierspiel so weit gefördert, daß er selbst Unterricht geben und sich dadurch forthelfen konnte.

den schönen Rhein nie wiedersehen, auch seinen Vater nicht, der sechs Wochen nach seiner Abreise starb. Nur aus der Ferne sollten seine Freunde von seinem wachsenden Ruhme hören, der die kühnen Erwartungen, mit denen sie von ihm schieden, weit übertraf. Graf Waldstein gab ihm beim Abschiede das Wort auf die Reise mit: „Durch ununterbrochenen Fleiß erhalten Sie Mozarts Geist aus Haydns Händen.“

Im November 1792 betrat Beethoven, jetzt 22 Jahre alt, zum zweitenmal den für ihn klassischen Boden der schönen, heiteren Kaiserstadt. Der Kurfürst hatte ihn mit Empfehlungen versehen, die ihm die auserlesensten Kreise öffneten. Im Hause des Geheimrats van Swieten fand er das erste Willkommen. In der musikalischen Welt Wiens war der mit Reichtum gesegnete alte Herr sehr geschätzt. Er war der Freund Mozarts gewesen, und für Haydn hatte er den Text der beiden großen Oratorien „Die Jahreszeiten“ und „Die Schöpfung“ aus dem Englischen überetzt und be-



sten Notenpult, wenn ein neues
wensches Instrumentalwerk vor die
lichkeit trat.

thoven war nach Wien gekommen,
ydns Unterricht zu genießen, und
nd diesem Vorspiele seiner künst-
n Entwicklung weit vorausgeeilt.
lte Meister war des Lobes voll
einen Schüler und berichtete nach

„Ich werde ihm bald große
geben müssen. Dann aber, wenn
he Werke schafft, werde ich wohl
zuhören müssen zu komponieren;
da verschwindet mein Können.“

chon dem jungen Mozart gegen-
zeigt der ältere Meister auch hier
eiche selbstlose Anerkennung eines
berlegenen Geistes. In der Tat
der Adlerflug des jungen Genies
i Sphären zu, ihm galt es, das
der Töne mit der Tiefe des Ge-
s zu durchdringen und mit ver-
r Kraft die alten Formen zu
rechen. Er fühlte es, daß er auf
bege, den Vater Haydn ihn führte,
zu seinem Ziele gelangen könne,
s dieser Anfang des Jahres 1793

Verfügung zu stellen, fand jede Woche
eine musikalische Matinee statt, der die
hervorragendsten Musiker und Musik-
freunde Wiens beiwohnten, und hier
wurde jede neue Komposition, die er in
den nächsten Jahren schuf, aufgeführt.
Noch ein anderes vornehmes Haus, in
dem die Kunst gepflegt wurde, tat sich
ihm auf. Eine Schwester Lichnowskis
war die Gattin des russischen Gesandten,
des Fürsten Rasumowsky. Der Fürst
unterhielt ein ausgezeichnetes Streich-
quartett, jeder der Mitwirkenden war
Meister seines Instruments, allen voran
der erste Geiger Schuppanzigh. Für
Beethoven ging von hier die Anregung
aus, sein Schaffen auch diesem Gebiete
der Musik zuzuwenden; alle seine Quar-
tette wurden zuerst von diesem vollende-
ten Ensemble durchprobiert, und der zu-
hörende junge Meister verlieh der Auf-
fassung der Vortragenden, die ihn
glühend verehrten, die letzte Weihe seines
Geistes. Mit ihm und Schuppanzigh
knüpfte sich ein dauerndes Freundschafts-
band, und nie fehlte der treue Böhme

nach London ging, um erst im
nächsten Jahre wiederzukehren, nahm
Beethoven diese große Pause zum Vor-
wand, seine Studien unter anderer
Leitung fortzusetzen. Der nächste Anlaß
hierzu war eigentlich ein ungerechtfertigtes
Mißtrauen gegen Haydn. Der Kom-
ponist der sehr bekannt gewordenen Ope-
rette „Der Dorfbarbier“, Johann Schenk,
hatte einst zufällig einen Blick in eins
der Übungshefte Beethovens geworfen
und darin mehrere Fehler entdeckt, die
Haydn nicht korrigiert hatte. In dem
argwöhnischen Beethoven entstand so-
gleich der Verdacht, Haydn meine es
nicht ehrlich mit ihm, und so faßte er
den Entschluß, sich von ihm loszusagen.
Eine Zeitlang war nun Schenk sein
Lehrer, später nahm er Unterricht bei
dem als Kapellmeister an der Stephans-
kirche angestellten, sehr gelehrten Kontra-
punktisten Albrechtsberger, daneben ließ
er sich von dem italienischen Opern-
komponisten und Hofkapellmeister Salieri
in der Behandlung der Singstimmen unter-
weisen und studierte bei einigen nam-
haften Instrumentalvirtuosen den Mecha-

nismus der Klarinette, des Horns und des Violoncellos. Mit Violine und Bratsche war er schon vertraut; beide spielte er selbst.

Einen bedeutenden Namen erwarb er sich bei den Wienern zuerst als Klaviervirtuos, und als solcher schlug er alle seine dortigen Fachgenossen aus dem Felde, namentlich in seiner unvergleichlichen Kunst des freien Phantasierens, worin er nie wieder erreicht worden ist. Kein fertiges, wenn auch noch so formvollendetes Musikstück vermag die zündende Wirkung hervorzubringen, wie die vom Augenblick geborene Erfindung des Geistes, die unmittelbar in die sinnliche Wahrnehmung des Hörers übergeht! Irgend ein anmutiges, gefälliges Motiv, von dem er, ehe er sich ans Klavier setzte, vielleicht selbst noch keine Ahnung hatte, entwickelte Beethoven in immer wieder neuen Wendungen zu Melodien, die sich zu immer höherer Schönheit steigerten. Über-

raschend, oft neckisch scherzend griff er in weit entfernte Tonarten über, um in neu austauchenden Motiven wilde Leidenschaften wie Sturmestoben zu entfesseln und dann wieder in eine himmlische Melodie einzulocken: wie die Sonne siegreich eine schwarze Wolke durchbricht, um auf eine lachende Landschaft herab zu scheinen. Und immer lag Großzügigkeit und Kühnheit in dieser überquellenden Fülle einander jagender Gedanken. Dabei war er dem Irdischen entrückt; wie seine Augen rollten, seine Lippen zuckten, schien er selbst kein Staubgeborener mehr zu sein, sondern ein höheres Wesen, das über geheimnisvolle Gewalten gebot.

Beethoven.

Noch nicht volle zwei Jahre befand sich Beethoven in Wien, als politische Ereignisse eintraten, die ihn nötigten, den Gedanken an eine Rückkehr nach Bonn endgültig aufzugeben. Die Revolutionsheere Frankreichs waren 1794 in Westdeutschland eingedrungen, und unter den aus ihrem Besitz vertriebenen Fürsten befand sich auch der Kurfürst Maximilian Franz, dessen Schwester, die Königin Antoinette von Frankreich, gleich ihrem Gemahl im Jahre vorher enthauptet worden war. Die kurfürstliche Kapelle wurde aufgelöst, und damit war es mit Beethovens Aussicht auf eine feste Anstellung in Bonn vorbei, und auch sein bisher bezogenes Organistengehalt hörte auf. Nun mußte er sich in der Fremde seine Zukunft neu gestalten. Zunächst ging er nach Prag und Leipzig und gab dort Konzerte. Die gleiche Bewunderung, die dort sein Klavierspiel gefunden, ward ihm auch in Berlin zuteil, wo er



J. Georg Albrechtsberger.

von König Friedrich Wilhelm II., vor dem er spielte, eine mit Louisdors gefüllte Dose zum Geschenk erhielt. Aber für die Virtuosenlaufbahn vermochte er sich im Gefühl seiner schöpferischen Kraft nicht zu entscheiden. Er kehrte wieder nach Wien zurück, wo er Freunde und Gönner besaß und sich heimisch fühlte. Mit seinen 1795 geschriebenen drei Trios für Klavier, Violine und Cello, die beim Fürsten Lichnowski aufgeführt wurden und das Entzücken der geladenen Musikkenner erregten, trat er als Ebenbürtiger an die Seite der bedeutendsten Dondichter. In den nächsten Jahren erschienen seine ersten Klavierfonaten, sein erstes großes



Beethoven.

Nach einem Stich im Verlag von G. S. Schroeder, Berlin.

Orchesterwerk, die C-dur-Sinfonie, die bereits auf Mozartscher Höhe stand, und die Komposition des Matthiassonschen Gedichtes „Abelaide“, womit er über den beschränkten Vorstellungskreis, den die damalige musikalische Welt vom Liede hatte, weit hinausschritt. Sehnsucht und Wehmut haben nie einen ergreifenderen Ausdruck in Tönen gefunden.

Diese Werke trugen Beethoven als schaffendem Künstler die ersten großen Erfolge ein und machten sich auch in seiner äußeren Lage geltend, denn er fand leicht und schnell Verleger für seine neuen Arbeiten und erhielt bereitwillig gute Honorare zugestanden. Um seinen wirtschaftlichen Verhältnissen eine feste Grundlage zu geben, setzte ihm sein edler Gönner Fürst Lichnowski ein jährliches Ehrengeld von 600 Gulden aus, das er so lange beziehen sollte, bis er eine seiner würdige feste Stellung gefunden haben werde. Es ist das Schicksal vieler großer Künstler gewesen, daß sie mit der kleinlichsten Not um das tägliche Leben zu ringen hatten. Dieser äußere Feind, mit dem besonders auch Mozart bis ans Ende seiner Tage in hartem Kampfe lag, trat an Beethoven nicht

heran; aber der Gesang der Nachtigall tönt am süßesten in der Dunkelheit der Nacht, und daß jene nie weichende Dämmerung, die der Seele ihre tiefsten Geheimnisse entlockt, sich auch auf Beethoven herabsenkte, dafür sorgte das Schicksal. Der dem Musiker unentbehrlichste Sinn, das Gehör, begann zu schwinden. Wenn er im Gespräch mit anderen nicht gleich verstand, was sie sagten, so schrieb er es seiner Zerstreutheit zu. Doch diese Selbsttäuschung währte nicht lange. Auf einem Spaziergange mit seinem Schüler Ries, dem Sohne seines liebsten Bonner Freundes und Kunstgenossen, machte ihn der junge Mann auf die fernen Klänge einer Hirtenflöte aufmerksam, die mit nicht gewöhnlicher Fertigkeit gespielt wurde. Beethoven lauschte, aber so sehr er auch sein Ohr anstrengte — er hörte nichts. Seitdem wurde eine leise

gehagte, aber bisher uneingestandene Befürchtung in ihm zur Gewißheit: zwischen ihn und die Außenwelt begann sich ein Schleier zu breiten, der ihn im Laufe der Zeit von den Mitlebenden mehr und mehr entfernte. Vielleicht hätte ärztliche Hilfe ihn von seinem Leiden befreien können, und er wandte sich auch an mehrere Spezialisten; doch bei der geringsten Besserung, die er fühlte, glaubte er sich bereits von dem Übel geheilt und stellte vorzeitig die ihm verordneten Kuren ein, sodaß ihre Wirkung ausblieb.

In seinem dreißigsten Jahre ging Beethoven ernstlich mit der Absicht um, sich zu verheiraten. Eine seiner Schülerinnen, die sechzehnjährige Gräfin Giulietta Guicciardi, die mit blühender Jugend ungewöhnliche Schönheit und hohe geistige Bildung verband, hatte in ihm eine tiefe Neigung entzündet, und diese wurde auch von ihr erwidert. Dennoch zögerte Beethoven; sein Gehörleiden benahm ihm den Mut, auch hielt er seine äußeren Verhältnisse noch nicht reif für einen so wichtigen Schritt. Nachdem drei Jahre über seiner Unschlüssigkeit vergangen waren, begann die junge Gräfin an der Aufrichtigkeit seiner Liebe zu zweifeln und, dem Drängen ihrer Eltern nach-

gebend, reichte sie einem Grafen von Gallenberg ihre Hand. Beethoven geriet über diesen Treuebruch in Verzweiflung und war nahe daran, sich das Leben zu nehmen. Glücklicherweise überwog der Genius in ihm, der ihn zu Höherem bestimmt hatte; nur in seiner Cis-moll-Sonate lebt die sehnstüchtige Erinnerung an die Verlorene weiter, deren Namen das unsterbliche Werk als Widmung trägt. Ein schwermütiges Entfagen, wie nur die Sprache der Musik es auszudrücken vermag, leitet das Tongebilde ein. Lichtblicke seligen Erinnerns tauchen auf, aber sie werden durch die düsteren Schatten einer freudlosen Zukunft und Vereinsamung verdrängt. Dennoch muß das Leben ertragen werden, und nun bäumt sich ein wilder Trotz auf, der den heranstürmenden Donner schlägen des Schicksals unbeugsamen Widerstand entgegensetzt, wenn durch das Zürnen auch noch ein leise klagendes Weh bricht. Man hat diese Tondichtung von namenloser Schönheit die „Mondschein-Sonate“ genannt.

Hatte Beethovens erste Sinfonie bereits den Vergleich mit Mozart bestanden, so brach in seiner zweiten (A-dur) seine ganze Eigenart, die Kühnheit seines Geistesfluges durch. Wie der letzte Satz die ganze Tondichtung noch einmal zu einer gewaltigen Einheit zusammenfaßte — dergleichen war noch nie dagewesen.

Weil der junge Meister von den altgewohnten Bahnen ablenkte und sich neue Formen schuf, nannte man ihn einen Revolutionär in der Musik.

Mit weniger Glück war er es in der Politik.

Die französische Revolution war von mächtiger Wirkung auf ihn gewesen. Freilich hatte der damals neunzehnjährige Jüngling die Ströme Bluts nicht fließen sehen, die dem Idol der Freiheit und Gleichheit geopfert worden waren. Ihm schwebte die „Republik“ Platons, seines Lieblingschriftstellers, vor, und im Geiste sah er schon die neuen, nach dem Muster des griechischen Philosophen regierten Staatengebilde hervorgehen, die kein anderes Ziel kannten, als

die Völker glücklich zu machen. Daher schwärmte er für den Konsul Napoleon Bonaparte, von dem er die Verwirklichung des Platonschen Prinzips bestimmt erwartete. Es drängte ihn, seinen Helden in einem großen Instrumentalwerke zu verherrlichen, und aus diesem begeisternden Anlaß ging seine dritte Sinfonie hervor, der er den Titel „Bonaparte“ gab. Eben war das großartige Werk vollendet, als die Nachricht eintraf, daß sich Napoleon — am 18. Mai 1804 — zum erblichen Kaiser von Frankreich hatte ausrufen lassen. Beethoven war wie vom Blitz getroffen. Aus dem idealen Helden seiner Republik war ein ehrgeiziger Cäsar geworden. In seiner ersten Wut riß der Meister das Titelblatt von der Partitur und trampelte auf dieser mit den Füßen herum, den neugebackenen Kaiser verwünschend. Später gab er dem Helden Gesange den Titel „Sinfonie eroica“, und bei dem Fürsten Lobkowitz, der eine eigene Kapelle unterhielt, erlebte das Werk seine erste Ausführung. Leider fand es kein Verständnis. Da kam Prinz Louis Ferdinand von Preußen nach Wien. Er selbst war ein Komponist von Bedeutung und ein vollendeter Klavierspieler und hatte bereits



Antonio Salieri.



Ferdinand Ries.

in Berlin Beethovens Bekanntschaft gemacht und ihn schätzen lernen. Als dessen neuestes Werk ließ Fürst Lobkowitz, den der Prinz besuchte, die Sinfonie eroica aufführen, und der davon ganz hingerissene hohe Gast verlangte sie sofort noch einmal zu hören. Nun erst wurde der tiefe Gehalt der wundervollen Tondichtung auch von den andern Zuhörern und den ausführenden Musikern selbst begriffen. Den Heldengesang sollte Louis Ferdinand nie wieder hören. Er fiel zwei Jahre später selbst als Held in der Schlacht bei Saalfeld, die den unglücklichen Ereignissen bei Jena und Auerstedt voranging.

Beethoven hatte zwei Jahre an der Sinfonie gearbeitet, während ihn zugleich ein anderes großes Werk beschäftigte, mit dem er ein für ihn neues Gebiet betrat. Von der Direktion des Wiedener Theaters, das 1804 eröffnet werden sollte, war er angegangen worden, eine Oper zu komponieren, und gern ergriff er diese Gelegenheit, der Spur Mozarts zu folgen, der im musikalischen Drama seine glänzendsten Triumphe gefeiert hatte. Der Text zu der Oper war von dem französischen Dichter Bouilly und die deutsche Bearbeitung von Sonnleithner. Die Handlung der Dichtung, für die Beethoven sich sogleich erwärmte, ist

kurz folgende: Florestan hat sich den tyrannischen Gouverneur Pizarro zum Feinde gemacht und ihn mit einer Anklage bei dem Minister bedroht, mit dem Florestan befreundet ist. Pizarro kommt ihm zuvor und läßt ihn als angeblichen Staatsverbrecher in den Kerker werfen. Um ihn zu befreien, tritt seine junge Gattin Leonore in Männerkleidung und unter dem Namen Fidelio in den Dienst des Kerkermeisters Rocco. Sie weiß, daß Florestan in einem der Kerker der Staatsgefängnisse, die unter Roccas Aufsicht stehen, gefangen gehalten wird, aber sie weiß nicht in welchem. Als der Minister eine Besichtigung der Gefängnisse vornimmt, fürchtet Pizarro, der unschuldig eingekerkerte Florestan könne entdeckt werden, und Rocco erhält den Befehl, den Gefangenen noch vor Ankunft des Ministers zu er-

morden und in seinem Kerker zu vergraben. Der anstellige Fidelio darf ihm beim Ausschaulen des Grabes behilflich sein, ohne zu ahnen, für wen dieses bestimmt ist. In dem dunkeln Kerker erkennt Leonore den Gefangenen nicht, der verhüllt im Schummer liegt. Nach Pizarros anfänglicher Bestimmung sollte er Hungers sterben und in Nahrung und Trank — Brot und Wasser — täglich verkürzt werden. Von tiefem Mitleid ergriffen, reicht Fidelio mit Roccas Erlaubnis dem Verschmachtenden einen Trunk Wassers. Da erscheint der Gouverneur. Der Kerkermeister weigert sich, den Mord zu vollbringen, Pizarro will dies daher selbst tun und zieht den Dolch zu rascher Tat hervor. Doch wie eine Löwin stürzt sich Leonore auf ihn und deckt den Gefangenen mit ihrem Leibe: während sie diesem zu trinken gab, hat sie in ihm den Gatten erkannt. Im ersten Augenblick bebte der Gouverneur zurück vor dem unerwarteten Zeugen, der sich nun auch als Florestans Weib zu erkennen gibt. Mit dem schnell gefaßten Entschluß, beide zugleich sterben zu lassen, wirft er sich ihr bereits entgegen, als Leonore eine Pistole aus ihrem Wams hervorreißt und dem Gouverneur die Mündung entgegenhält. In dem Augenblick, da er vor ihr zurück-

prallt, schmettert draußen eine Trompete. Es ist das Signal der ausgestellten Wachen, das die Ankunft des Ministers verkündet. Florestan und seine heroische Gattin sind gerettet. Der Minister erkennt in ihm seinen längst totgeglaubten Freund. Er geht mit dem despotischen Gouverneur streng ins Gericht und gibt auch den andern Gefangenen, die unschuldig eingekerkert sind, die Freiheit zurück.

Am 20. November 1805 gelangte die Oper unter dem Titel „Fidelio“ zur ersten Aufführung. Es war gerade eine schlimme Zeit. Drei Tage vorher waren die Franzosen in Wien eingerückt. Der Hof, der Adel und die höheren Beamten hatten sich geflüchtet, die Wiener Bürger mieden die Theater, die fast nur von französischen Militärs besucht wurden. Die neue Oper wurde vor nur sehr mäßig besetztem Hause aufgeführt, und der Erfolg war gering. Mit Ausnahme der Titelrolle, die von der erst siebenjährigen Anna Milder gegeben wurde, einer durch Stimme und Erscheinung gleich ausgezeichneten Sängerin, war die übrige Besetzung nur eine mittelmäßige, wozu noch der Nachteil trat, daß Beethoven, durch die Leistungsfähigkeit der Instrumentalmusik verwöhnt, der menschlichen Stimme allzu hohe Aufgaben gestellt hatte. Noch einmal wurde die Oper wiederholt und dann, weil sich kein besserer Erfolg einstellte, beiseite gelegt. Von den beiden Ouverturen, die Beethoven zu der Oper geschrieben

hatte, war die zweite die wichtigste, sie wurde einige Male noch in Konzerten gespielt, aber vom Publikum nicht verstanden. Nahm man doch das hineinverflochtene Trompetensolo, das in dem hochdramatischen Moment, wo es die Ankunft des Ministers ankündigt, Leonore und ihren Gatten vom Tode rettet, nur für das Blasen eines Postillons.

Eine große Schuld an dem Mißerfolge der Oper trug die Wiener Kritik, der es ebenso an Verständnis wie an gutem Willen fehlte, um dem Publikum über den Wert und die Schönheiten der Musik die Augen zu öffnen. Ueberhaupt gehört Beethoven zu jenen großen Bahnbrechern, die mit einem bis zur Feindseligkeit gehenden Unverständnis der Zeitgenossen am erbittertsten zu kämpfen hatten. In seinen Abweichungen von den hergebrachten Formen erkannte man nicht die Notwendigkeit, dem hohen Fluge



Beethoven im Jahre 1814.

seiner Gedankenwelt einen vollkommeneren Ausdruck zu geben, sondern man hielt sie für unverzeihliche Verfündigungen an seinen altbewährten Vorgängern. Stimmführer der Wiener musikalischen Kritik bezeichneten seine erste Sinfonie und andere größere Instrumentalwerke aus seiner damaligen Schaffensperiode als die „konfusen Ausbrüche dreisten Übermuts eines jungen Mannes“; die zweite Sinfonie erschien dem Musikkritiker Spazier, dessen Urteil damals als unfehlbar galt, als ein „krasses Ungeheuer“. Allerdings erlebte es Beethoven noch, daß seine älteren Schöpfungen Verständnis fanden, dann aber stießen seine neueren auf um so schärferen Tadel, weil er darin in seinem nach dem Höchsten strebenden Geistesflug noch weiter ging als in jenen früheren Werken, mit denen man sich abgefunden hatte. Zu diesen Kurzsichtigen zählte seltsamerweise auch Karl Maria v. Weber, der Komponist des „Freischütz“. Auch andere zeitgenössische Komponisten und Virtuosen entbehrten des Maßstabes für die Größe und Bedeutung des Meisters. In einer Privatsoirée wurde einst ein neues Trio von Beethoven gespielt, worin er selbst mitwirkte. Unter den geladenen Zuhörern befand sich der Klaviervirtuose Steibelt, dessen glänzende Technik in Paris großes Aufsehen erregt hatte. Nachdem er Beethoven in herablassender Weise ein paar leere Komplimente gemacht hatte, setzte er sich selbst ans Klavier und erging sich in freiem Phantasieren, wobei er nicht verfehlte, mit seinem Tremolo zu glänzen, der neueste, viel bewunderte Klaviereffekt des Tages, heute eine wohlfeile Bravourleistung des Dilettantismus. Wenn der hochmütige Pianist die Weigerung Beethovens, an diesem Abend noch einmal zu spielen, für wohl angebrachte Bescheidenheit hielt, so sollte er acht Tage später in demselben Gesellschaftskreise von seinem Irrtum gründlich bekehrt werden. Diesmal trat Steibelt als Komponist auf; es wurde ein Quartett von ihm gespielt und mit großem Beifall aufgenommen. Dann gab er eine Phantasie mit Kraftstellen blendender Technik zum besten, die Grundlage bildete ein Thema des

vor acht Tagen gehörten Beethovenschen Trios; doch merkten die Kenner leicht heraus, daß er sich die „freie Improvisation“ vorher schon eingepaukt hatte. Diesmal hielt sich Beethoven nicht im bescheidenen Hintergrunde, sondern nahm, als Steibelt fertig war, dessen Platz am Klavier ein, trommelte mit einem Finger ein Thema von dem vorhin gehörten Quartett herunter und begann darüber zu phantastieren, so hinreißend, so wunderbar und das ziemlich nichts sagende Thema so großzügig umgestaltend, daß Steibelts Gesicht immer länger wurde, je mehr er die Bedeutung Beethovens gewissermaßen am eigenen Leibe erfuhr. Er hat es nie wieder gewagt, mit dem Genie von Gottes Gnaden in Wettbewerb zu treten.

Auch der berühmte Salieri vermochte Beethovens Geist nicht zu fassen. Nach einer Aufführung des „Fidelio“ sagte er zu dem Kapellmeister Kleinheinz in seinem radebrechenden Deutsch: „Beethoven ist ein miracoloso compositore (wunderlicher Komponist). Er spassier auf die Skala (Treppe) in erste, zweite, dritte und vierte Stock, dann spassieren er auf die Boden und springen durch Fenster von Boden erunter. Ich begreifen nit diese maniera!“

„Ist mir auch unbegreiflich,“ erwiderte Kleinheinz; „aber so viel begreife ich, daß wir, wenn wir uns einmal bis zum Boden hinauf versteigen, unseren Rückweg hübsch artig auf der Skala antreten müssen, denn würden wir einen Sprung wie Beethoven riskieren, so brächen wir den Hals.“

Nur durch die dringenden Bitten seiner Freunde ließ Beethoven sich zur Wiederaufnahme seiner Oper bewegen. Er strich einige Musikstücke und ersetzte sie durch neue; auch eine neue Ouvertüre, die dritte, komponierte er dazu. Wie sie den ganzen Verlauf der Oper musikalisch verinnerlicht, ist sie eines der ergreifendsten Seelengemälde. Heute spielt man sie zwischen dem ersten und zweiten Akte und nennt sie die Leonorenouvertüre nach dem Titel, unter dem die Oper im Frühjahr 1806, nun in zwei Akte geteilt, zur Wiederaufführung gelangte. Leider blieb auch diesmal der Erfolg aus, und nun ruhte

Con Júbilo

Violin I
Violin II
Viola
Clarinet
Bassoon
Trumpet I
Trumpet II
Trombone I
Trombone II
Trombone III
Horn I
Horn II
Horn III
Horn IV
Cymbal

Handwritten notes and corrections:
 - Above the first staff: *1. f.*
 - Above the second staff: *1. f.*
 - Above the third staff: *1. f.*
 - Above the fourth staff: *1. f.*
 - Above the fifth staff: *1. f.*
 - Above the sixth staff: *1. f.*
 - Above the seventh staff: *1. f.*
 - Above the eighth staff: *1. f.*
 - Above the ninth staff: *1. f.*
 - Above the tenth staff: *1. f.*
 - Above the eleventh staff: *1. f.*
 - Above the twelfth staff: *1. f.*
 - Above the thirteenth staff: *1. f.*
 - Above the fourteenth staff: *1. f.*

Handwritten notes at the bottom right:
 - *Handwritten notes and corrections*
 - *Handwritten notes and corrections*



Die erste Seite von Beethovens Handschrift der 5. Sinfonie. Original im Besitz der Königl. Bibliothek zu Berlin.

leistete er in so herzlicher Weise Abbitte, daß man ihm gern verzieh, wie er auch selbst eine erfahrene Beleidigung schnell vergaß. Seine freien Stunden füllte er durch Lektüre aus, um das in der Schule Versäumte nach Möglichkeit nachzuholen. Aus Übersetzungen lernte er die Meisterwerke der alten Klassiker kennen, Shakespearedurch die Wielandsche Verdeutschung, auch Walter Scott, dessen Romane damals in der gebildeten Lesewelt ihre ersten sensationellen Erfolge feierten, gehörte zu den von ihm bevorzugten Schriftstellern. In der Geschichte brachte er es durch andauernde Lektüre zu einem weitumfassenden Überblick.

In Beethovens Daheim, dessen sich nie die sinnig ordnende Hand einer liebevollen Hausfrau annahm, sah es ziemlich wüst aus, es war ein Schulbeispiel genialer Unordnung. Der Fußboden war der Aufbewahrungsort für Manuskripte und vereinzelt Notenblätter und diente zugleich als Papierkorb für zerrissene Briefe und andere außer Gebrauch gesetzte Schriftstücke. Dank seiner dicken Hände und Finger, die solche Wunder auf den Lasten vollbrachten, entglitten dem Meister viele Gegenstände, die er anfaßte, oder sie erlagen seinem wuchtigen Zugreifen, daher sah man auf dem Tische allerlei zerbrochenes Geschirr und Flaschen ohne Hälse; waren diese noch gut erhalten, so mußten sie die Stelle von Leuchtern versehen, wie die darin steckende Kerze und der herabgeschlossene Talg erkennen ließen. Für Kleider und Wäsche war das Bett der bevorzugte Aufenthaltsort. Ein hervorragendes Element in diesem Junggesellenheim war die Tinte; sie machte sich auf dem Fußboden breit, bildete einige Flecken von ansehnlicher Größe auf dem Klavier und zierte die Ärmel von Beethovens Hausrock, da er, wenn er sich verschrieben hatte, den Fehler kurzerhand mit dem Armelaufschlage wieder auszuwischen pflegte. Beethoven war ein Frühaufsteher. Schon um sechs oder fünf Uhr begann sein Tagesprogramm mit dem Waschen. Krugweise goß er sich, nur mit der notdürftigsten Toilette versehen, wie man sie aus dem Bett mitzubringen pflegt, das eiskalte Wasser, das in mehreren Kübeln bereit

stand, über Nacken, Gesicht und Hände. Dabei gab er sein Behagen durch tiefe Grunztöne zu erkennen, oder er heulte, ohne sich um die Wasserlachen zu bekümmern, die sich auf dem Fußboden ansammelten, sich durch die Diele der unteren Wohnung mitteilten und zu allerlei kleinen Verdrießlichkeiten mit deren Bewohnern oder dem Hauswirte führten. Während der Waschpausen ging er mit rollenden Augen im Zimmer auf und ab und trat zuweilen an den Tisch, um einige Noten auf ein Blatt Papier zu werfen. Es waren die Momente begeisterten Schaffens. Am meisten aber fühlte er sich hierzu in Gottes freier Natur angeregt, die in der Umgebung Wiens so reich an Schönheiten ist. Aus ihr strömten ihm, wenn er Wald und Feld durchschweifte, die meisten und besten musikalischen Gedanken zu. Eines seiner gesegnetsten Poetenplätzchen war eine alte Eiche in einem Walddickicht des Schönbrunner Parkes. Nahe über der Erde gabelte sie sich in zwei Hauptäste, und auf diesem natürlichen Sitze überließ er sich seinen Meditationen. Seine musikalischen Gedanken zeichnete er in stets mitgeführten Notizbüchern auf, von denen sich heute einige im Besitz der königlichen Bibliothek zu Berlin befinden.

In seiner Wohnung benutzte er zum Komponieren nur den Vormittag. Um die Dämmerzeit gab er sich gern seinen Phantasien am Klavier hin; griff auch zuweilen nach Geige oder Viola. Nach der Mittagsmahlzeit, die er in einem Gasthause einnahm, machte er einen Spaziergang um die Bastei; das geschah Sommer und Winter bei jedem Wetter, dessen Gunst oder Ungunst ihm gleichgültig war. Einen Teil des Abends verbrachte er in einem Gasthause bei Hering oder Käse nebst einem Glase Bier, wenn er nicht Ofener Gebirgswein trank, dabei rauchte er Pfeife und las sein Leibblatt, die Augsburger „Allgemeine Zeitung“, die erst in neuester Zeit ihr Erscheinen eingestellt hat. In dem Hinterzimmer eines bestimmten Gasthauses war er des Abends für seine Freunde am sichersten zu finden, am Tage war dies nicht ganz leicht, denn



Beethoven. Nach einer Zeichnung von Dyser. Verlag von C. S. Schroeder, Berlin.

er wechselte häufig seine Wohnungen, es kam auch vor, daß er deren mehrere hatte, einmal sogar vier zugleich. Im vierten Stock des Pasqualatitschen Hauses an der Moller Bastei bewohnte Beethoven wiederholt das gleiche Zimmer. Wenn er auszog, ließ ihm der Eigentümer des Hauses das Zimmer stets reservieren, weil er wußte, daß sein anhänglicher Mieter wiederkommen werde.

Im Frühjahr 1807 erhielt Beethoven einen Besuch aus England. Es war Clementi, der Begründer einer neuen

Klavierpädagogik, die heute noch nicht übertroffen ist, der Lehrer Fields, Moscheles' und Kalkbrenners, der große Virtuos, der 1781 am Wiener Hofe einen Wettstreit mit Mozart am Klavier bestand, ohne der Besiegte zu sein. Clementi vereinigte in sich zugleich den Künstler und den spekulierenden Geschäftsmann: Er war der Besitzer einer großen Musikalienhandlung in London und unterhandelte mit Beethoven, um von ihm das Recht des Vertriebs einiger seiner Werke für



Gräfin Therese von Brunswick, Beethovens „Unsterbliche Geliebte“. Nach dem im Beethovenhaus zu Bonn befindlichen Gemälde.

England zu erwerben. Beethoven erhielt dafür 200 Pfund Sterling (etwa 4000 Mark). Von den jahrelangen drückenden Sorgen nun erleichtert aufatmend, gewann er wieder Freude am Leben. Ein neues großes Orchesterwerk entstand, seine fünfte Sinfonie (C-moll). Wieder war es Kampf und Sieg, und doch in so ganz anderer Gestaltung als in der vorangegangenen Sinfonie! Es ist das Ringen des Menschen mit höheren Mächten, mit dem gewaltigen Schicksal, das gleich in den ersten Takten mit seinem drohenden Anklopfen den Staubgeborenen aufrüttelt. In großen Zügen entrollt sich das Seelengemälde und schließt mit dem glorreichen Siege des Mannesmuts über das dunkle Verhängnis. Hier beherrscht der Meister bereits die höchsten Ausdrucksmittel der Musik.

Den nächsten Frühling verlebte Beethoven in der Stille des Landlebens unweit Wiens in dem reizend gelegenen Dorfe Heiligenstadt, wo er sich zum Gebrauch der dortigen Bäder schon sechs Jahre vorher einige Sommermonate aufgehalten hatte. Im Genuß der Natur und der lieblichen Gegend, umhaucht von wohlthuendem Frieden, schuf er hier seine

sechste Sinfonie, die die Eindrücke dieser Idylle auf sein für die Natur so tiefempfängliches Gemüt wiedergibt und die „Pastoral-Sinfonie“ heißt. Er hat den einzelnen Sätzen Überschriften gegeben; der erste schildert das „Erwachen heiterer Empfindungen auf dem Lande“, der folgende, „Szene am Bache“, ist ein Andante von bestrickender Schönheit, am murmelnden Bache unter schattigen Nußbäumen entstanden, „die Goldammern, die Wachteln, Nachtigallen und die Ruckucke ringsum haben mitkomponiert“, äußerte er selbst zu einem Freunde. Im Scherzo: „Lustiges Beisammensein der Landleute“, schwingt sich unter der Linde alt und jung im ausgelassenen Tanze, und in köstlicher Laune sind die Manieren der aufspielenden Dorfmusikanten kopiert. Vor einem heraufziehenden Gewitter stiebt alles auseinander, Sturm und Donner rasen, in dem brausenden Ton-

chaos unterscheidet man genau das Aufzucken greller Blitze. Das Toben der Elemente legt sich, das ferne Grollen des Donners ist verstummt, im sonnigen Glanze strahlt die Landschaft wieder, und in einem Hymnus bringen die frommen Landleute dem Höchsten, der sie vor den zürnenden Naturgewalten gnädig beschützt hat, ihren Dank dar. Man hat es in diesem Werke mit keiner sogenannten Programmusik, mit keiner durch die jedem Satz vorausgeschickte Inhaltsangabe erzwungenen Stimmungsmalerei zu tun, sondern die Empfindungen und Gedanken, die der Gegenstand weckt, werden gewissermaßen im Hörer vorausgesetzt, und die Musik behält sich die volle Freiheit vor, sie auszudrücken, ohne sich äußerlich zu binden. Bald nach Vollendung dieser Sinfonie schrieb Beethoven die große Phantasie für Klavier, Orchester und Chor; beide Neuschöpfungen gelangten im nächsten Winter in Wien zur ersten Aufführung. Die Zahl der Verehrer des genialen Meisters stieg mit jedem neuen Werke, und in den kunstförmigen Adelskreisen der Hauptstadt beeiferte man sich, ihn zu den Soiréen heranzuziehen und auf jede Art zu ehren. Nicht immer verharrte sein Gehörleiden trennend

Nr 6

Am 6ten Juli
Wien



Mein Lieber, wenn ich
 nicht so - wie einige
 Leute sind, und ganz mit
 Schrift - ^{untersuchen} bis mich
 meine Gefühle sehr besitzend,
 unglücklich machen zu
 machen in d. J. - wenn
 ich nicht so fern, so
 Hoffentlichkeit Schrift -
 kann mich nicht mehr
 besitzend, es sind die
 Schrift nicht alle
 können die die
 unglücklich machen, ich
 ganz die die

Faksimile: „Aus dem Brief an die unsterbliche Geliebte.“
Original im Besitz der Königl. Bibliothek zu Berlin.



zwischen ihm und der Außenwelt, es machte geheimnisvolle Pausen, wo seine Willenskraft oder seine Gemütsstimmung den Gehörnerven neue Spannkraft zu verleihen schienen. Die Geselligkeit gewann frischen Reiz für ihn. So folgte er jetzt sehr gern den Einladungen der Fürsten Tichnowski und Lobkowitz, der Grafen Thun, Erdödy, Brunswit und Browne, wo er überall den gefeierten Mittelpunkt bildete, und ohne Sträuben ließ er sich ans Klavier bringen. Er fand sogar Vergnügen daran, am Tanze teil zu nehmen, und ließ sich von einem Tanzmeister unterrichten, blieb aber ein ungelehriger Schüler in dieser Kunst. Auch auf sein sonst so vernachlässigtes Äußere verwandte er größere Sorgfalt und brachte sogar der Mode seinen Tribut dar, wie seine Kleidung, der gestutzte Backenbart und das von den Händen des Friseurs in seiner Widerspenstigkeit gebändigte Haar bewiesen.

Um diese Zeit erhielt er einen Ruf nach Kassel, wo der neue König von Westfalen Jerome, auch „König Lustig“ genannt, residierte. Während der bekannte Liederkomponist Reichardt an der Spitze der Oper stand, war Beethoven für die Leitung der Hofkonzerte ausersehen, wofür ihm ein Jahrgehalt von 600 Dukaten zugesichert wurde. Um den Verlust des großen Künstlers zu verhüten und ihn dauernd an Wien zu fesseln, traten der Erzherzog Rudolf, sein Schüler, und die Fürsten Ferdinand Kinsky und Lobkowitz zusammen und setzten ihm aus eigenen Mitteln eine Jahresrente von 4000 Gulden aus, so daß seine Zukunft vollständig gesichert schien. Nun dachte er auch daran, die empfindliche Lücke in seinem Leben auszufüllen und einen eigenen Herd zu gründen. In den Abendzirkeln der Familie Malfatti war er ein oft und gern gesehener Gast gewesen. Der Hausherr war ein wohlhabender Gutsbesitzer, der während der Wintermonate seinen Aufenthalt in Wien nahm. Es wurde viel Musik getrieben, und zu dem ebenso liebenswürdigen als heitern Tone, der hier herrschte, trugen nicht wenig die beiden Töchter bei, zwei vollendete Schönheiten, obwohl

sie sich noch nicht weit vom Schulalter entfernt hatten. Beide schwärmten für den großen Tondichter, von dem die ältere, musikalisch sehr begabte Therese Klavierunterricht erhielt. Beethoven hatte das neckische Mädchen von Herzen lieb gewonnen und ihr durch Widmung seiner neuen Liedkompositionen manche schmeichelhafte Guldigung dargebracht. Als sie 17 Jahre zählte, warb er um ihre Hand. Allein die bittere Täuschung, die ihm acht Jahre vorher schon Giulietta Guicciardi bereitet hatte, sollte nicht die letzte gewesen sein. Die Eltern nahmen an Beethovens Schwerhörigkeit Anstoß, und Therese selbst vergötterte das Genie nicht in solchem Übermaße, um sein Leiden mit in Kauf zu nehmen und ihm unbequeme Opfer zu bringen. Beethoven wurde in möglichst schonungsvoller Form abgewiesen. Sein Mißgeschick beklagt er in einem Briefe an einen Bonner Freund mit folgenden Worten: „Für dich, armer Beethoven, gibt es kein Glück von außen, du mußt dir alles in dir selbst schaffen; nur in der idealen Welt findest du Freude!“

Bald genug sollte er zu der Einsicht gelangen, daß es zuweilen ein Glück für den Menschen ist, wenn sich seine heißesten Wünsche nicht erfüllen. Der Krieg, den Osterreich 1809 gegen Frankreich geführt, hatte für ersteres mit der Schlacht bei Wagram am 6. Juli einen unglücklichen Ausgang genommen, dem ein Friedensschluß unter sehr harten Bedingungen folgte. Um den zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, wurde das österreichische Papiergeld durch das berüchtigte „Finanzpatent“ auf ein Fünftel seines Nennwerts herabgesetzt. Aus Beethovens 4000 Gulden jährlicher Rente wurden über Nacht achthundert. Von seinen Gönnern zahlte Erzherzog Rudolf seinen Anteil allerdings zum vollen Werte aus. Aber Fürst Lobkowitz geriet in Konkurs, und Fürst Kinsky starb eines plötzlichen Todes, und seine Erben verweigerten die Weiterzahlung. So war Beethovens Jahresrente, wegen der er eine mit 600 Dukaten dotierte Anstellung abgelehnt hatte, auf 900 Gulden zusammengeschrumpft, und unter solchen Umständen mußte er es als ein Glück betrachten,



Das Beethovendenkmal in Wien. Von Caspar von Zumbusch.

daß er sich nicht die Last einer Familie aufgebürdet hatte ...

Als sich das Ohrenleiden wieder verschlimmerte, gebrauchte Beethoven auf ärztlichen Anraten im Sommer 1812 eine Badekur in Teplitz. Hier machte er die Bekanntschaft des durch seine späteren Schriften zur Berühmtheit gelangten österreichischen Offiziers Barnhagen v. Gnse, wie auch des Dichters der „Urania“,

Tiedge, und dessen Freundin, der Schriftstellerin Elise von der Recke. Das hervorragendste Ereignis des Teplitzer Aufenthalts war sein Zusammentreffen mit Goethe. Zwei Jahre vorher war die Musik zu dessen Trauerspiel „Egmont“ entstanden. In der kraftvollen Ouvertüre, den beiden Liedern Klärchens „Die Trommel gerührt“ und „Freudvoll und Leidvoll“, wie in der Zwischenaktsmusik, die

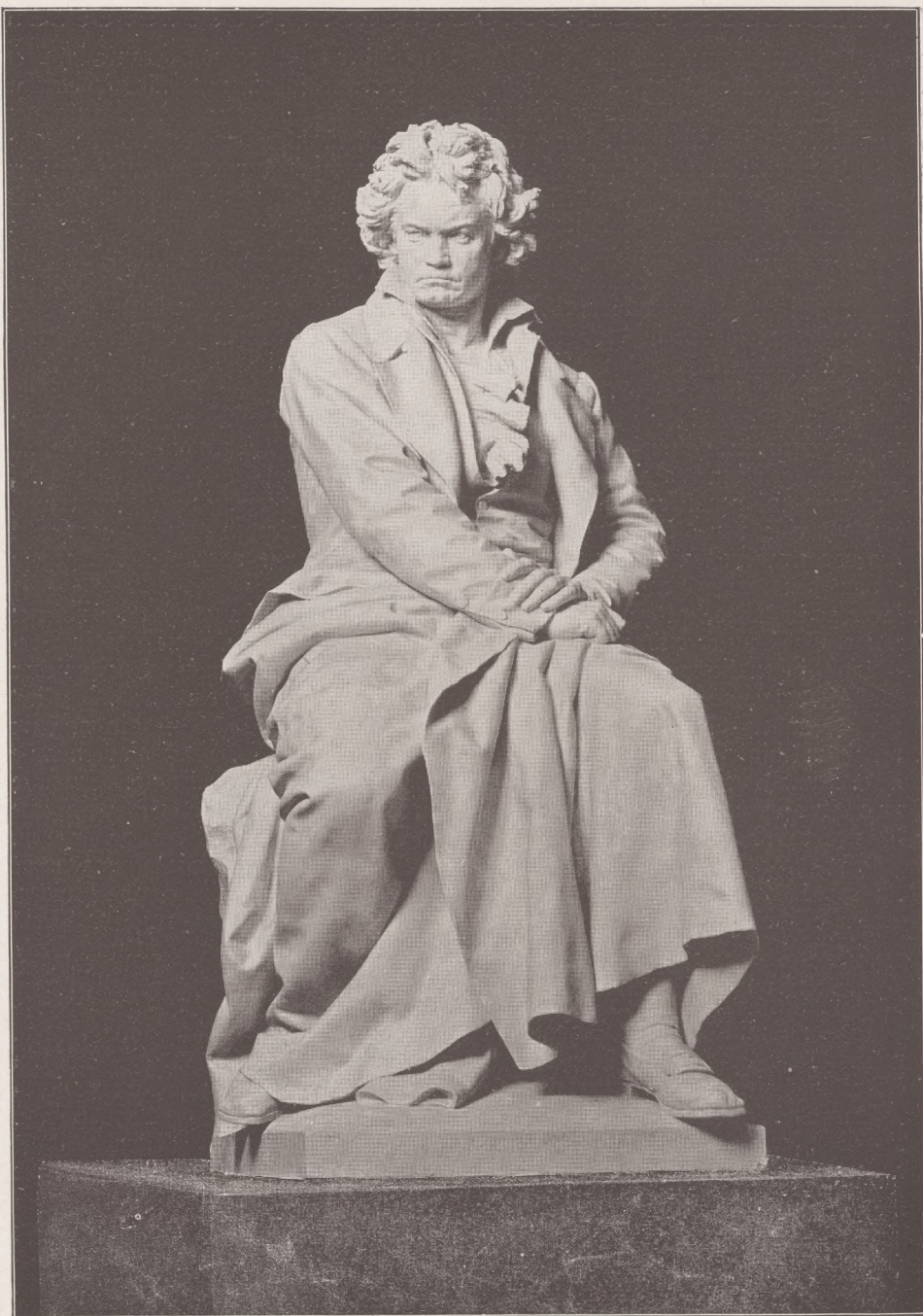
aus den Nachklängen des beendeten Akt-schlusses in die Stimmung des folgenden Aktes überleitet, spiegelt sich der Inhalt des Dramas in seinen charakteristischen oder wichtigen Momenten wider, das Schicksal der Niederlande und ihres Helden Egmont unter der eisernen Faust des finsternen Alba. Beethovens Ton-schöpfung ist der Bedeutung der Goethe-schen Dichtung durchaus ebenbürtig. Nun hatte es sich gefügt, daß die beiden Geistesfürsten sich zum erstenmal persönlich zusammenfanden. Doch waren sie gegenseitig etwas enttäuscht. Goethe fehrte mehr den Geheimrat und den Minister hervor, der sich in die kalten, steifen Manieren eines Hofmannes eingelebt hatte. Tepliz beherbergte Gäste von höchster Distinktion, die ihm die schmeichelhaftesten Auszeichnungen erwiesen. Welche Huldigung ihm Beethoven durch seine Egmontmusik dargebracht hatte, die nicht vergehen wird, solange die Dichtung selbst fortlebt, wußte Goethe damals, wo Beethoven noch nicht die gefeierte Größe von heute war, nicht zu beurteilen. Daher überschritt er nie die Grenzen einer gewissen kühlen Abgemessenheit gegen den ungelenkten, nichts weniger als weltmännisch gebildeten Musiker, der noch dazu halb taub war, was die Annehmlichkeiten des Verkehrs mit ihm keineswegs erhöhte. Dieses frostige Verhältnis zwischen beiden wurde noch verschärft, als nach einer Reihe von Jahren Goethe nach Wien kam. Als er mit Beethoven einen Spaziergang um die Bastei machte, grüßten viele der ihnen begegnenden Leute, die einen ehrerbietig, die andern vertraulich. Der große Dichter hielt es für selbstverständlich, daß er allein der Gegenstand dieser Höflichkeit sei, und äußerte seine Befriedigung, bei den Wienern zu solcher Popularität gelangt zu sein.

„Man grüßt nicht Sie, man grüßt mich,“ entgegnete Beethoven in seiner Offenherzigkeit, und er hatte guten Grund, dies zu sagen, war er doch damals schon ein Stück Wiener Leben und an diese Aufmerksamkeiten gewöhnt. Nie aber hat ihm der große Dichter diese Belehrung verziehen: als Beethoven nach Vollendung seiner großen Missa solemnis sich brieflich

mit der Bitte an ihn wandte, die Ausführung des Werkes in Weimar zu befürworten, würdigte ihn Goethe keiner Antwort. Da mochte wohl ein Schatten über seine Jupiterstirn gehuscht sein, als seine geistvolle Freundin und Verehrerin Bettina von Arnim ihm einst enthusiastisch schrieb: „O Goethe! Kein Kaiser, kein König hat so das Bewußtsein seiner Macht und daß alle Kraft von ihm ausgeht, wie dieser Beethoven. Wie ich ihn sah, vergaß ich die ganze Welt.“

Von den weniger in die Allgemeinheit gedruckenen Kompositionen des Meisters taucht zuweilen noch in den Konzertsälen seine Musik zu den „Ruinen von Athen“ auf. Es ist eine Dichtung Kozebues zur Verherrlichung der ungarischen Hauptstadt Pest, als dort ein neu erbautes Theater eingeweiht wurde. Während eines Herbstaufenthalts bei seinem Gönner, dem in Pest wohnenden Grafen Brunszwick, erhielt Beethoven den Auftrag, die Musik zu dem Festspiel zu schreiben. Dieser allein verdankte die Dichtung mit ihren aufdringlichen Allegorien und blutlosen Gestalten den in reichem Maße gefundenen Beifall, und ohne den geistigen Hauch Beethovens würde wohl kaum noch der Titel übrig geblieben sein.

Mit der siebenten Sinfonie (A-Dur), der nächsten großen Instrumentalschöpfung nach der Teplizer Reise, beschenkte Beethovens Genius die Welt mit einer seiner gewaltigsten Offenbarungen. Wie ein bis zur höchsten Begeisterung sich erhebender Festrausch stürmt es dahin, im Schwunge schäumender Lebenslust; mitten hinein klingt eine feierlich ernste Weise wie ein Trauermarsch, als ob durch das Gedränge jubelnder Massen ein Opferzug, eine ernste Prozession sich Bahn bräche; in bacchantischem Taumel rast das Finale vorüber. Was dem Komponisten bei dieser Sinfonie vorgeschwebt haben mag, ist Gegenstand mannigfacher Deutungen gewesen; jedenfalls herrscht der Charakter des Kriegerischen, Ritterlichen darin vor; die durchgehends festliche Stimmung legt den Gedanken an ein Ritterturnier nahe, nicht minder wird die Vorstellung von dem Leben eines kriegerischen Volkes inmitten einer entzückenden und frei-



Beethoven. Von Caspar von Zumbusch.

gebigen Natur erweckt; auch für die Frucht der Lektüre von Herders „Cid“, des in Sagen und Liedern gefeierten Nationalhelden Kastiliens, ist das grandiose Werk gehalten worden, ebenso hat es Ausleger gegeben, die, auf einige derbhumoristische Züge gestützt, im letzten Satze die urwüchsigste Fidelität einer Bauernhochzeit großen Stils erkennen wollten. Einen durchaus humoristischen Ton schlägt Beethoven in der ein Jahr später komponierten achten Sinfonie (F-Dur) an, der sich bis zur Ausgelassenheit steigert. Dabei ist die Veranlagung gewisser Instrumente, komische Wirkungen hervorzubringen, innerhalb des musikalisch Zulässigen, in genialer Weise benutzt, wie z. B. eine von Flöten und Klarinetten vorgetragene hinschmelzende Melodie von den ungefügen Kontrabässen aufgenommen wird, als ob eine ehrwürdige Großmutter plötzlich eine Anwandlung jugendlicher verliebter Sentimentalität bekommen hätte.

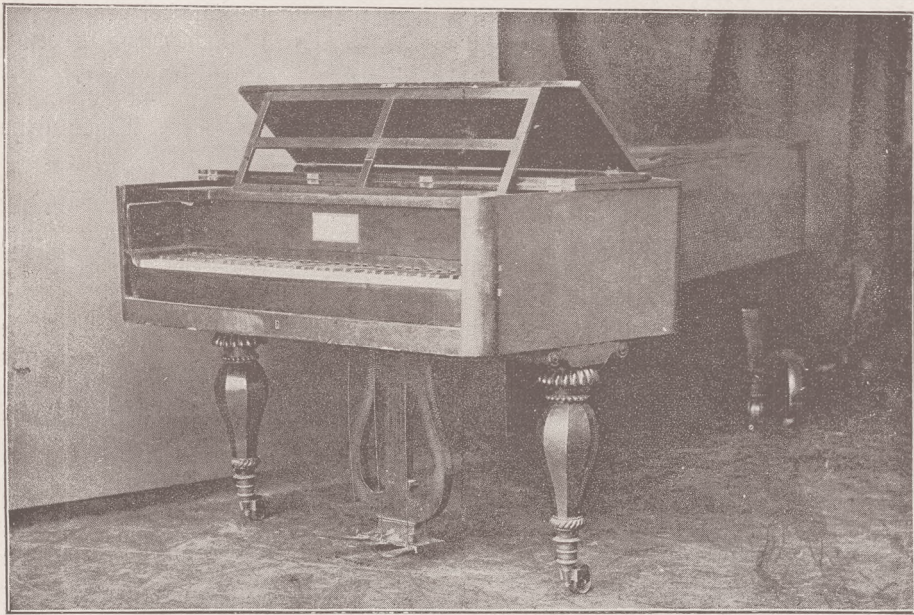
Im Dezember 1813 wurde die siebente Sinfonie im Univeritätsaale den Wienern zum erstenmal vorgeführt zugleich mit einer andern sinfonischen Tondichtung, der „Schlacht bei Vittoria“, die Beethoven zur Feier des Sieges Wellingtons am 21. Juni 1813 über die Franzosen in Spanien geschrieben hatte, eine Gelegenheitsarbeit, worin dem Geschmack eines größeren Publikums Konzessionen gemacht werden mußten. Die musikalische Darstellung des militärischen Schauspiels konnte natürlich auf starke äußere Effekte, wie Trommelwirbel, Trompetengeschmetter, Sturmmärsche, Kanonendonner und Kleingewehrfeuer, durch große Trommeln und Ratschen markiert, nicht verzichten, dennoch hat man es mit keinem ohrenbetäubenden Durcheinander, worin die Musik im Spektakel aufgeht, zu tun, sondern mit einem wirklichen Kunstwerk voll feiner charakteristischer Züge. Der zweite Teil stellt die Siegesfeier der Engländer dar mit dem sehr wirkungsvoll eingeflochtenen Volksliede „God save the king“. Das Konzert war eine patriotische Veranstaltung zum Besten der verwundeten Oesterreicher und Bayern, die in der Schlacht bei Hanau, wo den Franzosen nach ihrer Niederlage bei

Leipzig der Rückweg nach Frankreich verlegt werden sollte, mitgekämpft hatten. Beethoven selbst dirigierte, bekannte Wiener Künstler ersten Ranges, wie Schuppanzigh, der berühmte Geiger Maiseder, der später hochgefeierte Louis Spohr wirkten mit, einige sogar an zweiter und dritter Stelle, Hummel schlug die große Trommel, der Hofkapellmeister Salieri gab den Trommeln und Kanonaden den Takt an. Der Abend war ein großer Triumph für Beethoven und, was in erster Reihe in Betracht kommt, seine siebente Sinfonie wurde von dem Publikum, das den Saal bis auf den letzten Platz füllte, mit Enthusiasmus aufgenommen, wenn auch die hinterherhinkenden Nörgler der Kritik dem Titanenwerke verständnislos gegenüberstanden.

Beethovens Ruf stand fest, und so durfte man es wohl wagen, seine fast in Vergessenheit geratene, einzige Oper wieder auszugraben. Unter dem Titel „Fidelio“ kam sie im Mai 1814 — diesmal im Kärthnertor-Theater, dem Hofopernhause — wiederholt zur Aufführung. Er hatte sie teilweise umgearbeitet und auch eine neue Ouvertüre, die vierte, dazugeschrieben, die sich endgültig als Eröffnungsmusik erhalten hat. Zwischen Mozarts „Zauberflöte“ und Webers „Freischütz“ steht dieses hohe Lied treuer Gattenliebe als unverrückbarer Markstein da auf dem Siegesgange der deutschen Oper, die so schwere Kämpfe gegen die italienische zu bestehen hatte. Bald fand Fidelio den Weg nach Paris und London, alle deutschen Bühnen öffneten sich dem Meisterwerke, um es dem eisernen Bestande ihres Spielplans einzureihen, und die Partie der Leonore, die der genialen Wilhelmine Schröder-Devrient die ersten Lorbeeren brachte, wurde ein Prüfstein aller dramatischen Gesangskunst. Das Jahr 1814 hielt noch einen Triumph anderer Art für Beethoven bereit. Der Wiener Kongreß, der im Herbst zusammentrat, vereinigte eine Korona von Fürsten und Staatsmännern, wie sie sich in solcher Zahl bis dahin kaum jemals zusammengefunden hatten. Zu ihrer Begrüßung komponierte Beethoven im Auftrag des Magistrats die Kantate „der glorreiche

Augenblick" und erhielt dafür das Ehrenbürgerrecht der Kaiserstadt. Von vielen der vornehmen Gäste, die Sinn für Musik hatten, wurde der berühmte Tonmeister aufgesucht, und in den Gesellschaften des Erzherzogs Rudolf und des Fürsten Rasumowski wurde ihm die Bewunderung der höchst gestellten Personen zu teil. Besonders beglückt fühlte er sich durch die herzlichen Beweise ehrender Anerkennung und Teilnahme, die er bei der liebenswürdigen Zarin

Gulden brachte er der Familie zum Opfer, als zu deren durch den Leichtsinne der Frau zerrütteten wirtschaftlichen Verhältnissen eine jahrelange Krankheit des Bruders trat. Karl erlag einem Brustleiden und hinterließ einen achtjährigen Sohn. Testamentarisch zum Vormunde bestimmt, wollte Ludwig den hübschen und begabten Knaben den schlimmen Einflüssen der Mutter entziehen, vermochte dies aber erst nach einem mehrjährigen Prozesse durchzu-



Photographie des Flügels, dessen Beethoven sich zuletzt bedient hat, der eigens für Beethoven vom Instrumentenmacher Graf in Wien angefertigt worden war und in Beethovens Sterbezimmer stand. (Jetzt im Besitz des Herrn Dr. J. B. Widmann in Bern.)

Elisabet, einer geborenen Prinzessin von Baden, fand. . .

Von Beethovens beiden Brüdern, die er in Bonn zurückgelassen, war Johann am meisten vom Glück begünstigt worden. Er hatte es zum Apothekenbesitzer gebracht und sich zuletzt in der Nähe Wiens ein schönes Gut gekauft. Der ältere, Karl, war, wohl auf Ludwigs Empfehlung, Beamter an der österreichischen Nationalbank in Wien geworden und verheiratete sich mit einer zwar wohlhabenden, aber ebenso ungebildeten als leichtfertigen Handwerkerstochter, so sehr Ludwig sich auch dieser Verbindung widersetzte. Tausende von

setzen, der ihm viele Verdrießlichkeiten bereitete. Mit der ganzen Liebe eines zärtlichen Vaters hing Beethoven an dem Neffen. Er übergab ihn einer guten Erziehungsanstalt und ließ ihn später auch die Universität besuchen. Leider verschwendete er seine aufopfernde Liebe an einen Undankbaren, der ihn durch schlechte Streiche betrübte und sogar einen Selbstmordversuch beging. In seiner grenzenlosen Zärtlichkeit für den Leichtfertigen, dem er alles verzieh, ging Beethoven so weit, daß er das erworbene kleine Vermögen, das er in Bankaktien angelegt hatte, selbst in Zeiten der Geldnot nicht anzutasten wagte, um es dem

lieblosen Neffen unverkürzt als Erbe hinterlassen zu können. Lieber litt er Mangel. Zu den mancherlei Kümmernissen gesellte sich häuslicher Arger, wie ihn ein Junggesellenheim, in dem fremde Hände schalten und walten, zuweilen mit sich bringt. Sein Tagebuch berichtet von einem bösen Jahre solcher häuslichen Störungen, wo er dreimal die Haushälterinnen wechseln und fünf Küchenmägde fortjagen mußte, während eine sechste von selbst davonlief.

Sein Gehörleiden hatte stark zugenommen und ließ ihn in der Gesellschaft mehr und mehr vereinsamen. Er mußte beständig besondere Konversationshefte bei sich tragen, weil nur mit dieser Hilfe die mit ihm verkehrenden Personen sich ihm verständlich machen konnten. Die Gehörapparate, die man ihm empfahl, auch eigens für ihn erfand, versagten bereits nach kurzem Gebrauch. Für Stärke und Schwäche des Tons begann ihm der Maßstab zu schwinden, was seinen Klaviervortrag benachteiligte. Im April 1814 war es, wo er in seinem von sprudelnder Lebensfülle durchdrungenen Trio opus 97 zum letzten Male als Klavierspieler vor die Öffentlichkeit trat. Natürlich ward ihm auch beim Dirigieren der schlimme Feind ein ernstes Hindernis. Sein Gehör vermochte größeren Tonmassen nicht mehr zu folgen, nur bei einzelnen Stimmen gelang ihm das mit Hilfe des linken Ohrs. Dennoch sollte er im Herbst 1821 auf Einladung der Hofoperndirektion noch einmal die Ausführung des „Fidelio“ leiten. Aber schon in der Probe, wo er die Tempi bald zu rasch, bald zu langsam nahm und Orchester und Sänger in Verwirrung gerieten, mußte er den Dirigentenstab niederlegen. Doch in seinem geistigen Ohrs tönten die Stimmen seines Genius weiter. Und hoch über die Erdenwelt hinaus lockten sie ihn in die Regionen der Ewigkeit. Es war eine große kirchliche Komposition, in die er sich versenkte, jene Missa solemnis zur Feier der Einsetzung seines hohen Freundes und Schülers, des Erzherzogs Rudolph, als Erzbischof von Olmütz. Beethoven hatte schon früher auf Veranlassung des Fürsten Esterhazy eine Messe geschrieben; mehr

noch als in diesem Werke befundete sich sein tief religiöses Gemüt in seinen Kompositionen von sechs geistlichen Dichtungen Gellerts, von denen die Hymne „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“ einer der ergreifendsten Festgefänge ist und bleiben wird. Das neue große Werk begann er 1818, um es erst im Jahre 1822 zu vollenden. Das gewöhnliche Maß an Aufwand musikalischer Mittel und Großartigkeit der Ausführung weit überschreitend, steht die Missa solemnis in der ersten Reihe seiner genialsten Schöpfungen, und wie der große Meister seine religiöse Andacht mehr in der Betrachtung des Ewigen und Unendlichen als in dem streng Kirchlichen fand, so erhob sich hier sein weltentrücktes Gemüt in den Tönen glühender und herzenseinster Hingebung wie zu einer Offenbarung der letzten Dinge.

Während der mehrjährigen Arbeit an diesem Werke nahm er seinen Aufenthalt meistens auf dem Lande und wechselte diesen von Zeit zu Zeit. Währenddem komponierte er die drei großen Sonaten, seine letzten, hochbedeutungsvollen Klavierstücke von jener Gedankentiefe, in die ihn sein gleichzeitiges religiöses Werk versenkte. Doch war darüber sein Humor nicht erstorben. So traf er damals in einem Gasthose bei Mödling mit einer wandernden Musikantengesellschaft zusammen, die dort zum Tanze aufspielte und den großen „Kollegen“ um einige Ländler und Walzer bat. Gutmütig erfüllte er diesen Wunsch und schrieb sogar selbst die Stimmen für die sieben Instrumente aus. In heiterer Laune trug er in diesen Tänzen, wie er schon in seinem Scherzo der Pastoral-Sinfonie getan, den Eigentümlichkeiten dieser Dorfmusiker Rechnung, oft schlafend zu spielen, das Instrument sinken zu lassen, beim plötzlichen Erwachen aufs Geratewohl in falscher Tonart wieder einzufallen und gleich wieder einzunicken. Diese verloren gegangenen Tänze, in denen sich überraschende Schönheiten echt Beethovenschen Geistes finden, sind erst in neuester Zeit wieder ans Tageslicht gekommen.

In der Einsamkeit lautlosen Schweigens, das den fast gänzlich tauben Meister umgab, regte sich noch immer mächtiger



Beethoven. Polychrome Skulptur von Max Klinger.
(Photographie: Verlag von G. A. Seemann in Leipzig.)

Schaffensdrang. Die Direktionen der Wiener und der Berliner Hofoper forderten ihn auf, wieder eine Oper zu komponieren, aber die mit „Fidelio“ gemachten Erfahrungen hatten ihm die Bühne verleidet; höchstens würde er sich entschlossen haben, eine Musik zu Goethes „Faust“ zu schreiben. Er trug sich noch mit andern großen Plänen, auch mit einer neuen Sinfonie, und dieser gab er unter allen Entwürfen den Vorzug. Noch einmal berief er in diesem seinen letzten Orchesterwerke die hölzerne und metallene Welt der Instrumente zusammen, die er, wie kein anderer vor ihm, zu charakteristischen Wesen beseelt hatte. Aber er erweiterte die bisher rein instrumentale Form der Sinfonie und zog die Menschenstimme in Mitwirkung, indem er den letzten Satz mit Chören über Schillers „Lied an die Freude“ schließen ließ. Der Grundgedanke dieser seiner neunten Sinfonie ist die ungestillte Sehnsucht des Vereinsamten, von der menschlichen Gesellschaft Getrennten, sich aus dem Staube der Zeitlichkeit nach dem Lichte und der Göttlichkeit eines höheren Seins emporzuschwingen, das sich in seiner Seele zur sieghaften Gewißheit durchgerungen hat:

„Brüder, überm Sternenzelt
Muß ein guter Vater wohnen!“

Und mit Urgewalt reißt er sich von der Sinnenwelt los und öffnet die Pforte des Unermesslichen hoch über dem kindischen Tande diesseits des Grabes.

Am 7. Mai 1824 kam das Werk im Theater nächst dem Kärnthnertor zur erstmaligen Aufführung. Den Dirigentenstab führte Kapellmeister Umlauf, Beethoven stand mitten im Orchester mit dem Rücken gegen das Publikum, das dichtgedrängt den Saal füllte. Ein Augenblick stummer tiefer Bewegung folgte, als der letzte Ton verklungen war. Dann erhob sich ein endloses Beifallsbrausen, übertönt von den Rufen „Beethoven! Beethoven!“ Aber der Meister rührte sich nicht. Wie er von den Tonmassen seiner eigenen Schöpfung nichts gehört hatte, nur mit dem Auge dem Auf- und Niederstreichen der Violinbögen folgend, so vernahm er auch jetzt nichts von dem tosenden Ausbruch der Begeisterung hinter sich. Endlich ging

die Sängerin Unger, die mit Henriette Sontag in dem Soloquartett mitgewirkt hatte, auf den tauben Meister zu und drehte ihn mit beiden Armen so, daß er das Publikum vor sich hatte. Nun erst sagte ihm sein Auge, was sein Ohr ihm verschwiegen: er erblickte die jubelnde Menschenmenge, die sich in Ehrfurcht erhoben hatte, die Beifall klatschenden Hände, die feucht schimmernden Augen, die ihm zuwinkenden Taschentücher. Er sah die Bewunderung vor dem großen Künstler, mit der sich die gerührte Teilnahme für das harte Geschick des Menschen verband, und verneigte sich.

Dieses denkwürdige Konzert, in dem auch noch andere Werke des Meisters aufgeführt wurden, war von einer großen Anzahl seiner Freunde als ein besonderes Weibefest für ihn veranstaltet worden, auf daß die Wiener sich wieder einmal des großen Genius erinnern möchten, der noch in Menschengestalt in ihrer Mitte weilte, denn das oberflächliche Völkchen hatte ihn vergessen. Es vergötterte den italienischen Maestro Rossini, der selbst nach Wien gekommen war, um von einer eigenen mitgebrachten Künstlergesellschaft seine Opern vorzuführen zu lassen, und die italienische Musik mit ihren, dem Sinnengenuss schmeichelnden gefälligen Melodien war den Wienern das Höchste. Als jenes Konzert zu Ehren Beethovens wiederholt wurde, war der Saal nicht zur Hälfte gefüllt, das italienische Gedudel behauptete das Feld. Beethoven ertrug die Zurücksetzung mit großer Gelassenheit, er fühlte sehr wohl, daß die Modemusik sich auf die Dauer neben seinen Schöpfungen nicht behaupten könne und daß eine spätere Zeit ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen werde.

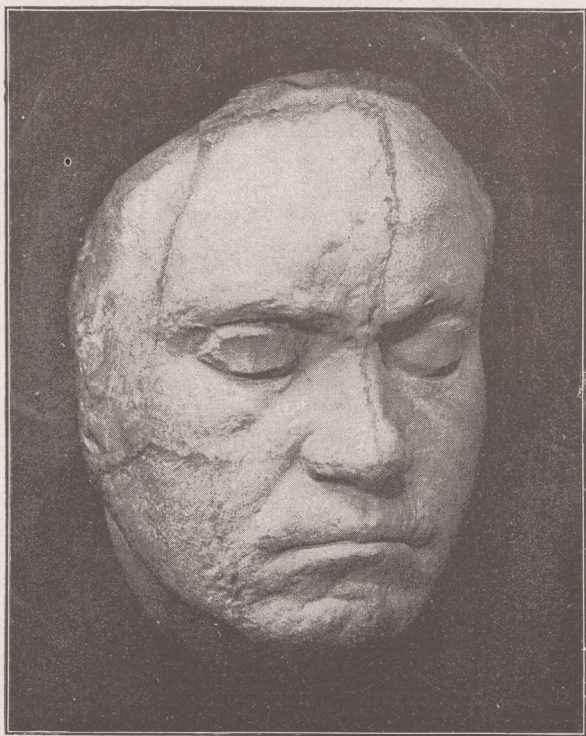
Inmitten aller Verflachung des Wiener Geschmacks bestand ein kleiner fester Stamm, der Beethoven zu würdigen wußte. Es waren zwei böhmische Namen, deren Träger an der Spitze standen und der Beethovenschen Kammermusik treue Pflege widmeten: Auf dem Gebiete der Streichmusik führte Schuppanzigh den Reigen an und spielte die alten und die neuen Quartette des Meisters; der Pianist Karl Czerny, durch seine vortrefflichen

Stüden auch heute noch im besten Rufe stehend, veranstaltete mehrere Winter hindurch sonntägliche Matineen und trug die Klavierwerke vor. Künstler und Kunstfreunde bildeten den auserlesenen Hörerkreis, und vielen Musikern aus dem Auslande ging durch diese Vorführungen das richtige Verständnis für Beethoven auf. Im Herbst 1825 hatte Beethoven wieder einmal eine neue Wohnung bezogen. Hier sollte sein ruheloses Umherirren enden. Dem Hause, dem sogenannten „Schwarzspanierhause“ in der Währinger Vorstadt, sollte eine historische Ehrung zuteil werden durch den ersten Schmuck einer Tafel mit der Inschrift: „Beethovens Sterbehause. 26. März 1827.“ An diesem Tage erlöste der Tod den von der Wassersucht befallenen Beherrscher der Töne von monatelangen schmerzhaften Leiden. Über das Häusermeer der Stadt, das man von der hochgelegenen Wohnung aus überblickte, zog gerade ein schweres Gewitter. Unter dem majestätischen Zörn der Natur, der Elementargewalt seiner großen Seele so nahe verwandt und für ihn stets ein Hochgenuß, schlummerte der Meister hinüber. Unter ungeheurer Teilnahme der Wiener trug man ihn am 29. März zu Grabe. Noch einmal strömte eine unabsehbare Menge zusammen, als seine irdische Hülle am 22. Juni 1888 vom Währinger Friedhofe nach dem neu eröffneten Zentralfriedhofe überführt und dort in einem Ehrengrave beigesetzt wurde. Darüber erhebt sich jetzt ein Obelisk von weißem Marmor. In unmittelbarer Nähe ruht der unsterbliche Liedersänger Franz Schubert, und nahe dabei erinnert der „Mozartstein“ an einen anderen Unsterblichen, dessen letzte Ruhestätte unbekannt geblieben ist . . .

Im Beethovenhaus zu Bonn befindet sich als eines der wichtigsten Schriftstücke

Beethovens das im Jahre 1802 abgefaßte Testament des Meisters, das reich ist an tiefempfundenen, wahrhaft rührenden Stellen; in ergreifenden, schlichten Worten, bar jedes rednerischen Schmuckes, schildert Beethoven das Unglück seines Lebens, jene furchtbare Taubheit, die ihn zur Verzweiflung gebracht, „es fehlte wenig und ich endigte selbst mein Leben, nur sie, die Kunst, sie hielt mich zurück, ach, es dünkte mich unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühle, und so friste ich dies Leben . . . mit Freuden eil' ich dem Tod entgegen; kömmt er früher als ich Gelegenheit gehabt habe alle meine Kunstfähigkeiten zu entfalten, so wird er mir trotz meinem harten Schicksal doch noch zu früh kommen, und ich würde ihn wohl später wünschen — doch auch dann bin ich zufrieden; befreit er mich nicht von einem endlosen leidenden Zustande? . . .“

Aus der Erscheinungen Flucht ragt Ludwig van Beethoven als eine der



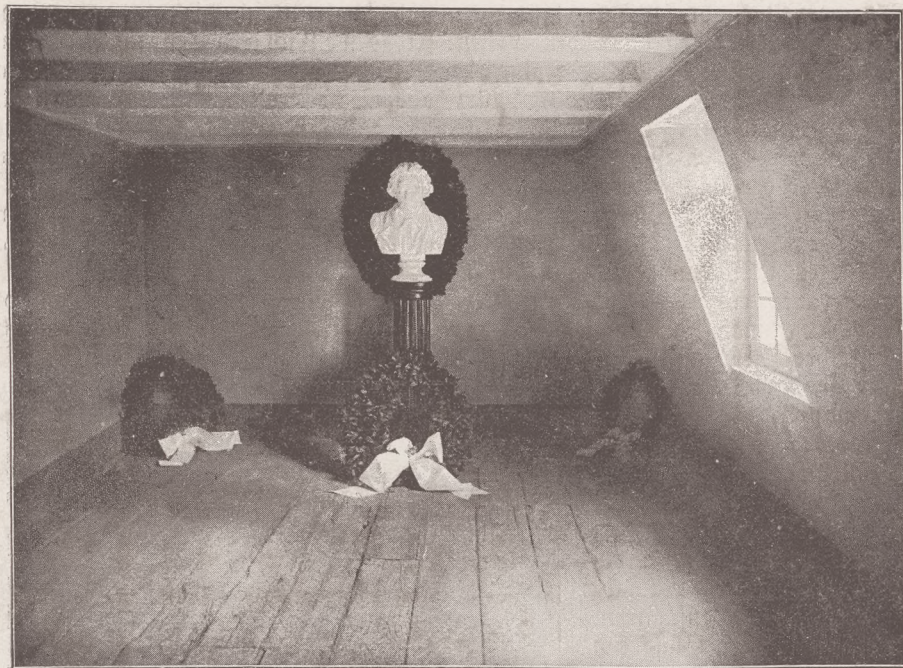
Gefichtsmaske Ludwig van Beethovens.

Vom Bildhauer Franz Klein nach dem Leben geformt im Jahre 1814.

größten und genialsten titanenhaft empor. An die höchsten Ziele, die Haydn und Mozart erreicht, knüpfte er an, um die von ihnen übernommenen Formen zu erweitern und freier zu gestalten, den Inhalt zu vertiefen und durch die musikalischen Ausdrucksmittel zu den edelsten Wirkungen zu steigern. Mit Beethoven hat die Sinfonie ihre höchste Blüte erreicht und wohl auch überschritten. Mit gewaltiger Schöpferkraft vereinigte er eine Tiefe der Empfindung, wie sie

vorangegangenen Klavierwerke ist der kostbarste Schatz aller Hausmusik, und den meisten hastet, wie seinen großen Orchestererschöpfungen, ein Stück Musikgeschichte an. Ihr Vortrag nach den Intentionen ihres Urhebers ist der Ehrgeiz aller Pianisten, denen es um mehr als um Virtuosenkünste zu tun ist ...

„Nicht verloren habt ihr ihn, ihr habt ihn gewonnen,“ sprach Österreichs größter Dichter, Grillparzer, am Grabe des heimgegangenen Meisters. „Kein



Beethovens Geburtszimmer zu Bonn in seinem jetzigen Zustande.

bis dahin im Reiche der Töne das Menschenherz noch nie ergriffen hatte. Die Kammermusik verdankt ihm ihre letzte Vollendung. Seine sechszehn Quartette tragen die volle Signatur seiner Größe. Davon entstanden fünf nach der neunten Sinfonie, zum Teil schon unter heftigen körperlichen Leiden. Das Verständnis ihres tief sinnigen Inhalts ebenso wie seiner letzten drei großen Sonaten hat sich erst in neuester Zeit durch ausführende Künstler ersten Ranges größeren Kreisen erschlossen. Der Besitz seiner

Lebendiger tritt in die Hallen der Unsterblichkeit ein. Der Leib muß fallen, dann erst öffnen sich ihre Pforten. Den ihr betrauert, er steht von nun an unter den Großen aller Zeiten, unantastbar für immer ... Wenn noch Sinn für Ganzheit in uns ist in dieser zersplitterten Zeit, so laßt uns sammeln an seinem Grabe. Darum sind ja von jeher Dichter gewesen und Helden, Sänger und Gott-erleuchtete, daß an ihnen die armen zerrütteten Menschen sich aufrichten, ihres Ursprungs gedenken und ihres Ziels ...“



Die Herausgabe der Volksbücher haben übernommen:

Dr. Carl Ferdinand van Bleuten für Kunst.

Hanns von Zobeltitz für Geschichte, Kulturgeschichte und Technik.

Paul Oskar Höcker für Neuere Literatur, Erdkunde, Musik, Kunstgewerbe.

Johannes Höffner für Literatur bis Mitte des 19. Jahrhunderts.

Als erste Reihe von Belhagen & Klafings Volksbüchern sind gleichzeitig erschienen:

Rembrandt. Von Dr. Hans Janzen.

Napoleon. Von W. von Bremen.

Tizian. Von Fr. S. Meißner.

Capri und der Golf von Neapel. Von U. Harder.

Schiller. Von Johannes Höffner.

Eugen Bracht. Von Dr. M. Osborn.

Blücher. Von Prof. Dr. R. Berger.

Theodor Körner. Von Rektor Ernst Kammerhoff.

Beethoven. Von G. Thormälius.

Es schließen sich unmittelbar an:

Der Schwarzwald. Von Max Bittrich.

Feuerbach. Von Prof. Dr. Heyd.

Wilhelm Raabe. Von Dr. S. Spiero.

Watteau. Von Dr. Georg Biermann.

Der Südpol. Von Schulrat Karl Kollbach.

Deutsch-Südwest-Afrika. Von Gustav Uhl.

Das Telephon. Von Ernst Niemann.

Frans Hals. Von Alfr. Gold.

Bismarck. Von Prof. Dr. v. Pflughartung.

Ludwig Richter. Von Dr. Max Osborn.

Richard Wagner. Von Ferdinand Pfohl.

Heinrich v. Zügel. Von Dr. Georg Biermann.

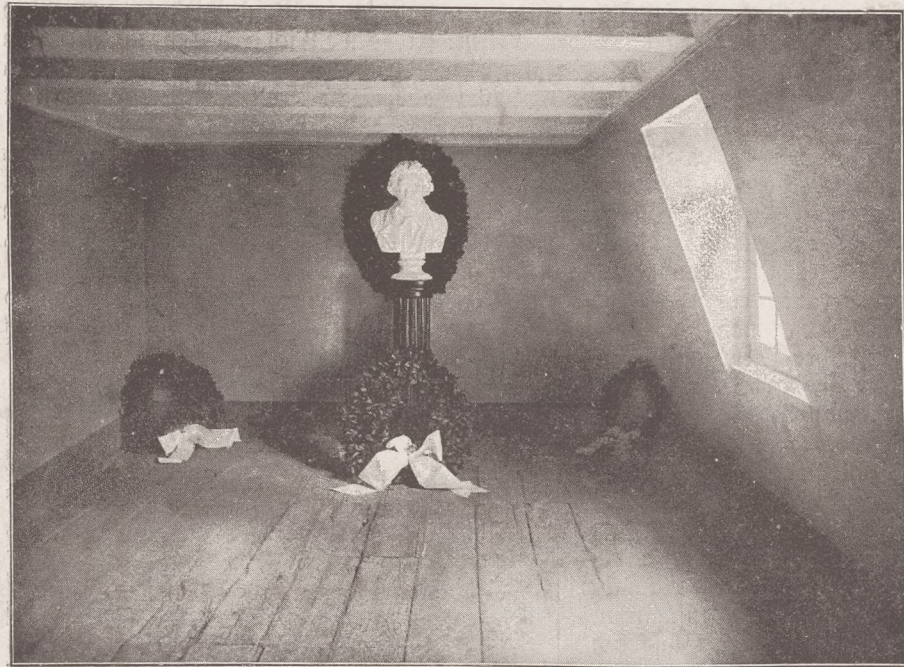
Solbein. Von Fr. S. Meißner usw.

Jeder Band ist einzeln käuflich zum Preise von 60 Pfennig.

Alle Buchhandlungen sind in der Lage, die bereits erschienenen Bände zur Ansicht vorzulegen und Bestellungen auf die folgenden, die in zwangloser Folge erscheinen, anzunehmen.

größten und genialsten titanenhaft empor. An die höchsten Ziele, die Haydn und Mozart erreicht, knüpfte er an, um die von ihnen übernommenen Formen zu erweitern und freier zu gestalten, den Inhalt zu vertiefen und durch die musikalischen Ausdrucksmittel zu den edelsten Wirkungen zu steigern. Mit Beethoven hat die Sinfonie ihre höchste Blüte erreicht und wohl auch überschritten. Mit gewaltiger Schöpferkraft vereinigte er eine Tiefe der Empfindung, wie sie

vorangegangenen Klavierwerke ist der kostbarste Schatz aller Hausmusik, und den meisten haftet, wie seinen großen Orchesterschöpfungen, ein Stück Musikgeschichte an. Ihr Vortrag nach den Intentionen ihres Urhebers ist der Ehrgeiz aller Pianisten, denen es um mehr als um Virtuosenkünste zu tun ist ... „Nicht verloren habt ihr ihn, ihr habt ihn gewonnen,“ sprach Österreichs größter Dichter, Grillparzer, am Grabe des heimgegangenen Meisters. „Kein



Beethovens Geburtszimmer zu Bonn in seinem jetzigen Zustande.

bis dahin im Reiche der Töne das Menschenherz noch nie ergriffen hatte. Die Kammermusik verdankt ihm ihre letzte Vollendung. Seine sechszehn Quartette tragen die volle Signatur seiner Größe. Davon entstanden fünf nach der neunten Sinfonie, zum Teil schon unter heftigen körperlichen Leiden. Das Verständnis ihres tief sinnigen Inhalts ebenso wie seiner letzten drei großen Sonaten hat sich erst in neuester Zeit durch ausführende Künstler ersten Ranges größeren Kreisen erschlossen. Der Besitz seiner

Lebendiger tritt in die Hallen der Unsterblichkeit ein. Der Leib muß fallen, dann erst öffnen sich ihre Pforten. Den ihr betrauert, er steht von nun an unter den Großen aller Zeiten, unantastbar für immer ... Wenn noch Sinn für Ganzheit in uns ist in dieser zersplitterten Zeit, so laßt uns sammeln an seinem Grabe. Darum sind ja von jeher Dichter gewesen und Helden, Sänger und Gott-erleuchtete, daß an ihnen die armen zerrütteten Menschen sich aufrichten, ihres Ursprungs gedenken und ihres Ziels ...“

Die Herausgabe der Volksbücher haben übernommen:

Dr. Carl Ferdinand von Bleuten für Kunst.

Hanns von Zobeltitz für Geschichte, Kulturgeschichte und Technik.

Paul Oskar Höder für Neuere Literatur, Erdkunde, Musik, Kunstgewerbe.

Johannes Höffner für Literatur bis Mitte des 19. Jahrhunderts.

Als erste Reihe von Velhagen & Klasing's Volksbüchern sind gleichzeitig erschienen:

Rembrandt. Von Dr. Hans Janßen.

Napoleon. Von W. von Bremen.

Lizian. Von Fr. S. Meißner.

Capri und der Golf von Neapel. Von A. Harder.

Schiller. Von Johannes Höffner.

Eugen Bracht. Von Dr. M. Osborn.

Blücher. Von Prof. Dr. R. Berger.

Theodor Körner. Von Rektor Ernst Kammerhoff.

Beethoven. Von G. Thormälus.

Es schließen sich unmittelbar an:

Der Schwarzwald. Von Max Bittrich.

Feuerbach. Von Prof. Dr. Heyd.

Wilhelm Raabe. Von Dr. S. Spiero.

Watteau. Von Dr. Georg Biermann.

Der Südpol. Von Schulrat Karl Kollbach.

Deutsch-Südwest-Afrika. Von Gustav Uhl.

Das Telephon. Von Ernst Niemann.

Frans Ha xrite colorchecker CLASSIC

Bismarck. Hartung

Ludwig P. Osborn.

Richard W. Pfohl.

Heinrich v. Bierman

Holbein.

Jeder Band ist einzeln käuflich zum Preis

Alle Buchhandlungen sind in der Lage neuen Bände zur Ansicht vorzulegen und folgenden, die in zwangloser Folge ers

51673
Biblioteka Główna UMK



300022317372

Deutsche Geschichte.

Volk - Staat - Kultur - Geistiges Leben.

Von Professor Dr. Ed. Heyck.

Mit vielen Abbildungen, Kunstblättern in Schwarz- und Buntdruck, Facsimiles, Karten usw. Vollständig in 3 Bänden in Leinen gebunden zum Gesamtpreise von 43 M. 50 Pf., in Halbfranz gebunden 45 Mark.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

- I. Band. Mit 11 Abbildungen in Farbendruck, 277 Textabbildungen und 5 Karten. Preis in Leinen geb. 12 M. 50 Pf., in Halbfranz geb. 13 M.
- II. Band. Mit 15 Abbildungen in Farbendruck, 423 Textabbildungen und 1 Karte. Preis in Leinen geb. 15 M. 50 Pf., in Halbfranz geb. 16 M.
- III. Band. Mit 15 Abbildungen in Farbendruck, über 350 Textabbildungen und 3 Karten. Preis in Leinen geb. 15 M. 50 Pf., in Halbfranz geb. 16 M.

Verlag von Velhagen & Klasing,
Bielefeld und Leipzig.